

**Deutscher
Reporterpreis
2010**

**Kategorie:
Die beste politische
Reportage**

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

- 1) Feldenkirchen, Markus: „Grüß Schnuffelchen“ (Spiegel)
- 2) Hildebrandt, Tina: Fischers viertes Leben (Zeit Magazin)
- 3) Kirbach, Roland: Der Kinderknast von Lesbos (Zeit)
- 4) Luik, Arno: Ab in die Grube (Stern)
- 5) Meinhof, Renate: Der Mann mit Eigenschaften (Süddeutsche Zeitung)
- 6) Obermayer/Stadler, Bastian/Rainer: Mauern ohne Ende (SZ-Magazin)
- 7) Pfister, René: Am Stellpult (Spiegel)
- 8) Schlötzer, Christiane: Das Hellas-Kartell (Süddeutsche Zeitung)
- 9) Schwennicke, Christoph: Der Kamelhändler (Spiegel)
- 10) Wagner, Lorenz: Wer macht's? (Financial Times Deutschland)

„Grüß Schnuffelchen“

Gesundheitsminister Philipp Rösler wollte einen Systemwechsel im Gesundheitswesen. Dass es den nicht geben wird, liegt nicht nur an der CSU, sondern auch an seiner Gutgläubigkeit. Dabei verkörpert Rösler eine bessere FDP, mit menschlichem Antlitz.

Von Markus Feldenkirchen, Der Spiegel, 07.06.2010

Um kurz vor Mitternacht bekommt der Gesundheitsminister Hunger. Er haut sich aufs Knie, "Mist, ich wollte doch noch zu McDonald's." Er ist auf dem Heimweg von einer Abendveranstaltung, Autobahn A2, Großraum Hannover, sein Fahrer dreht sich zur Rückbank und macht einen Vorschlag.

"Der Autohof in fünf Kilometern hat 'nen Mäc. Woll'n wir den nehmen?"

"Kuhuul", sagt der Gesundheitsminister. "Da war ich schon." Er kennt alle Autobahn-McDonald's Niedersachsens persönlich. Kurz darauf steht Philipp Rösler an der Kasse, reibt sich die Hände, sagt: "Ohne Mampf kein Kampf" und drückt seinem Bodyguard einen 50-Euro-Schein in die Hand: "Bestellt mal bitte für mich, Big Mac und Vanilleshake, ich muss für kleine Minister."

Als er zurück ist, will eine McDonald's-Mitarbeiterin ein Autogramm von ihm haben. Rösler lässt sich ein Stück Papier geben und malt einen asiatischen Smiley. "Das ist super, da weiß jeder: Das ist der Halb-Asiate." Die Kassiererin giggelt, der Minister freut sich.

Philipp Rösler, 37, zog bislang mit einer Leichtigkeit und Fröhlichkeit durch die Republik, die ihm nicht nur in Schnellrestaurants viele Freunde verschaffte. Lange hatte Deutschland keinen unpräntiöseren Minister mehr gehabt. Sein Optimismus wirkte ansteckend.

Seit vergangener Woche aber steht Rösler unter dem Verdacht, dass sich hinter der Leichtigkeit ein Leichtgewicht verbergen könnte. Sein Konzept für eine große Gesundheitsreform ist durchgefallen. Eigentlich hatte Rösler vorgehabt, die

Arbeitskosten zu senken, nun wollte er plötzlich den Arbeitgeberbeitrag erhöhen. Ursprünglich wollte er einen Sozialausgleich mit Steuermitteln finanzieren, plötzlich musste er mit weniger Steuergeld auskommen, als bisher ins System fließen.

Rösler wollte auch die Bürokratie abbauen, sein Konzept aber hätte alles noch bürokratischer gemacht. Es blieb weit hinter den eigenen Ansprüchen zurück, die CSU lehnte umgehend ab. Von den vielen unglücklichen Ministern im Bundeskabinett ist Philipp Rösler nun der unglücklichste. Seine Reform wird jetzt zur Verhandlungsmasse im großen Pokerspiel der Parteien. Sein großes Ziel, die Gesundheitsprämie, wird Rösler wohl nicht mehr erreichen. In Berlin wurde schon über seinen Rücktritt spekuliert.

Es ist das vorläufige Ende eines Experiments. Es ging um die Frage, wie weit man in der deutschen Politik mit Idealismus und großen Plänen gelangen kann.

Als noch Schnee über dem Lande lag, erschien das Experiment vielversprechend. Die Ärztekammer hatte in den Wintergarten des KaDeWe geladen, in Mantel und Pelz stapften die Gäste zum Neujahrsempfang.

"Lassen Sie uns dieses Jahr mit Elan und Innovationsfreude" beginnen, hatte der Ärztekammerpräsident zur Begrüßung gesagt, und dann war der junge Minister voller Elan auf das Podium gesprungen und hatte erst mal seinen früheren Oberarzt zitiert: "Rösler, du bist bei jeder Operation der Schlechteste am Tisch, aber mit Abstand der Fröhlichste." Der Sekt hüpfte vor Lachen in den Gläsern.

Später sprach Rösler von "Mentalitätswechsel", von "Paradigmenwechsel", "Systemwechsel" und sonst noch allerhand Wechseln. Er sagte, dass man sich gegenseitig wieder Vertrauen schenken müsse, die Ärzte, die Lobbyisten, die Politik. Es klang wunderbar.

Rösler erweckte den Anschein, als sei endlich einmal Großes möglich, ein harmonisches Miteinander, eine kleine Revolution. Es wurde ein rauschendes Fest, die Crevetten schmeckten, und gegen Mitternacht wankten die Mäntel und Pelze zufrieden nach Hause.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Am nächsten Morgen empfing Rösler in seinem Ministerbüro in der Berliner Friedrichstraße, er präsentierte die bunte Holzkuh mit rotem Euter, die ihm Ulla Schmidt dagelassen hatte, und erzählte, wie sehr er seine Vorgängerin respektiere. "Ich bewundere, wie sie das fast neun Jahre ausgehalten hat."

Es gab schon damals Zweifel, ob er ähnlich resolut sein würde. Letzten Endes lautete die Frage, ob Rösler hart genug ist für das große Geschäft der Politik.

Im Februar schenkte ihm sein Freund und Staatssekretär Daniel Bahr ein Buch zum 37. Geburtstag, es hieß "Die Kunst des Krieges", geschrieben vom chinesischen Philosophen und General Sunzi. Die Kernthese lautet: Wenn du den Feind und dich selbst kennst, brauchst du den Ausgang von hundert Schlachten nicht zu fürchten. Wenn du weder den Feind noch dich selbst kennst, wirst du in jeder Schlacht unterliegen.

"Ist das nicht eher was für Manager?", fragte Rösler seinen Staatssekretär.

"Nein, Philipp", antwortete Bahr. "Das ist auch was für Politiker."

Philipp Rösler denkt nicht in der Kategorie von Schlachten und Kriegen. Er glaubte an die Idee der Gesundheitsprämie. Mutig umgesetzt, hätte sie besser und gerechter sein können als das heutige System, hätte die Kosten der Arbeit senken und die Kassen zum Wettbewerb drängen können. Doch Rösler traute sich nur eine Minipauschale von 30 Euro zu. Selbst die konnte er nicht durchsetzen.

Von seinen Gegnern wird Röslers Prämie lieber "Kopfpauschale" genannt, das klingt bedrohlicher. Was ein paar Minuten der Aufmerksamkeit brauchte, um seinen Wert zu verstehen, schrumpft in einer Welt der einfachen Slogans und Plakate auf die griffige Gleichung: Kopfpauschale = böse! Die Propaganda ist ein bewährtes Mittel des Kriegs.

Rösler hat seinen Feind nicht gut gekannt oder er war ihm nicht gewachsen. Es gab zu viele, auf die er Rücksicht nehmen musste: die Opposition, den Bundesrat, die Lobbyisten, die Christsozialen aus Bayern oder den Finanzminister Wolfgang Schäuble, der ihm kein Steuergeld für das Projekt geben wollte.

Als Schäuble ihm genüsslich vorrechnete, dass es kein Problem sei, die Prämie einzuführen, man müsse nur den Spitzensteuersatz auf 73 Prozent erhöhen, war Rösler tief enttäuscht. "Warum muss der

so etwas Unfreundliches sagen?", fragte er einen Vertrauten. Er hat sich einschüchtern lassen, statt sich zur Wehr zu setzen. So wurde aus einem klaren Konzept der Versuch, es allen recht zu machen. Am Ende gelang nicht mal das.

Der Minister ist auf dem Weg von Berlin in die niedersächsische Provinz, ein Katholikentreffen. Die Lakritztüte, die er bei seinem Lieblingsladen per Internet bestellt, ist fast leer genascht.

"Die Politik verändert einen", sagt Rösler. Er glaubt, sich vor ihr schützen zu müssen, weil sie auf Dauer schädlich ist. Deshalb hat er als 30-Jähriger gesagt, dass er spätestens mit 45 Jahren ausscheiden wolle. "In der Politik muss man misstrauisch werden, und man muss härter werden. Das kann man natürlich machen, wenn es einem gefällt." Wie er es sagt, ist klar, dass ihm das nicht gefällt.

Rösler überlegt einen Moment. "Es ist so wie bei Tolkiens Saga 'Herr der Ringe'. Alle wollen Macht erlangen, sie wollen den Ring besitzen. Aber je länger sie den Ring besitzen, desto mehr verlieren sie von ihrer Persönlichkeit. Und irgendwann sind sie dann wie dieser Gollum." Gollum ist das fiese Schruppelmännchen, das den machtvollen Ring mit "mein Schaaaatz" anschmachtet.

Sein iPhone klingelt.

"Sie entschuldigen kurz", dann wischt er mit dem Finger über die Annahmetaste. Seine Frau. Die beiden führen ein schwer verliebtes Gespräch, Rösler verspricht, an diesem Abend zeitig zu Hause zu sein.

"Schnuffel geht's gut?" Schnuffel ist einer seiner Zwillinge.

"Das ist doch fein. Dicker Kuss. Grüß Schnuffelchen." Viermal küsst er sein iPhone, dann legt er auf. Philipp Rösler möchte wirklich kein Gollum werden.

Er ist anders gestrickt als seine Gegenspieler Horst Seehofer oder dessen Fachminister Markus Söder, die den Hinterhalt als Mittel der Politik nicht nur

akzeptiert haben, sondern lieben. "Ich habe keine innere Freude daran, dass man sich gegenseitig bekämpft", sagt Rösler.

Am vergangenen Montag hat er sich ins Flugzeug nach München gesetzt und Seehofer in dessen Staatskanzlei besucht. Eine Stunde erklärte er ihm sein Konzept, Seehofer war freundlich, er sagte, er werde das alles mit Interesse lesen. Als Rösler wieder nach Hause flog, hatte er ein gutes Gefühl. Später erzählte Seehofer, dass der Rösler ja echt nett sei. Kurz darauf schickte er seinen Söder vor die Presse, um das Konzept für untragbar zu erklären. Mit viel Glück darf Rösler jetzt auf eine noch kleinere Prämie hoffen, 15 Euro vielleicht. Systemwechsel sehen anders aus.

In der FDP fragen sie sich nun, warum ihr Minister so brav, so zurückhaltend ist. Walter Hirche hat Philipp Rösler mit 27 Jahren zum FDP-Generalsekretär in Niedersachsen gemacht, drei Jahre später zum Fraktionsvorsitzenden, dann zum jüngsten Wirtschaftsminister der Republik. Er hat ihn beraten und gefördert, kaum jemand kennt Rösler besser als er. Hirche glaubt, dass die Zurückhaltung mit seiner Herkunft zu tun haben muss.

Rösler wird 1973 im südvietnamesischen Dorf Khanh Hung geboren, mitten im Vietnam-Krieg. Nach der Geburt kommt das Baby ohne Namen in ein Waisenhaus, wer die Eltern sind, weiß niemand. Neun Monate später wird es von einem Ehepaar aus Niedersachsen adoptiert und heißt fortan Philipp.

Als Philipp ein kleiner Junge ist, stellt sein Vater sich mit ihm vor den Spiegel und erklärt, warum er nicht so aussieht wie die anderen Kinder. Sie reden über das schwarze Haar, die Nase, die Augen.

Rösler hat eine glückliche Kindheit bei seinem alleinerziehenden Vater verlebt, er ist nie diskriminiert worden. Aber das Bewusstsein der Andersartigkeit sei für sein Auftreten nicht folgenlos geblieben, glaubt Walter Hirche. "Es führt zu kleinen Hemmungen, die wiederum zu Zurückhaltung führen. Er wollte sich unbedingt hineinfinden in die Gesellschaft."

Vielleicht ist Rösler auch deshalb so freundlich, beflissen und höflich geworden, weil er möglichst wenig anecken wollte. Vielleicht rührt daher der Wunsch, es anderen möglichst recht zu machen.

Am einem Vormittag im Oktober spazierte Rösler durch den Berliner Tiergarten, als Guido Westerwelle ihn anrief. "Ich möchte, dass du Gesundheitsminister wirst." Rösler wusste nicht, was er antworten sollte, er wollte weder nach Berlin ziehen noch Gesundheitsminister werden. Bei den Koalitionsverhandlungen hatte er sich für die Arbeitsgruppen "Arbeit" oder "Verkehr" interessiert. Er telefonierte mit einigen Vertrauten.

"Soll ich das machen?", fragte Rösler.

Walter Hirche wollte fünf Minuten nachdenken. Als er zurückrief, sagte er: "Du musst das zwingend machen. Ihr habt bei der Gesundheit im Wahlkampf mit der Prämie viel versprochen. Jetzt kommt der Wirklichkeitstest."

Rösler ist das Rendezvous mit der Wirklichkeit nicht gut bekommen, was auch daran liegt, dass die Wirklichkeit des deutschen Gesundheitswesens etwas Unwirkliches hat. Es gibt harte und schmutzige Bereiche des politischen Geschehens, und dann gibt es noch die Gesundheitspolitik.

Ulla Schmidt hat einen Cappuccino bestellt und lacht ein bisschen vor sich hin. Einfach so. Sie ist jetzt Mitglied im Kulturausschuss, schöne Reisen, schöne Konzerte, schöne Ausstellungen, ein schönes Leben, auch ohne Dienstwagen. Sie wirkt jetzt noch fröhlicher als früher.

"Ich wollte eigentlich nie die Gesundheit haben", sagt Schmidt. "Als Gesundheitsminister hast du immer die Torte im Gesicht. Da kannst du nur verlieren."

Es gehe um 260 Milliarden Euro im System, da sei "Schluss mit lustich". Mit gegenseitigem Vertrauen, von dem Rösler rede, komme man nicht weit. "Bei 260 Milliarden gibt es keine Kultur des Vertrauens!" Es ist eine ernüchternde Erkenntnis, aber die Wahrheit. Schmidt hat sich an einigen Gesundheitsreformen versucht, sie hat sich redlich bemüht, aber es kam oft Käse heraus.

"Den Rösler haben sie jetzt auch verheizt", sagt Schmidt. Sie beugt sich über die Tischplatte, als käme nun eine geheime Erkenntnis. "Die Lobbyisten und die anderen Parteien sind bis zur letzten Sekunde aktiv, bis zur letzten Formulierung. Die gönnen einem nicht das Schwarze unter den Fingernägeln." Sie macht eine kurze Pause. "Aber

wissen Sie, was das Schlimmste ist? Am Ende macht man den Schwachsinn auch noch mit."

Wie Ulla Schmidt die Lage beschreibt, ist es fast tragisch, dass Rösler Gesundheitsminister werden musste. Es gibt nicht viele Figuren in der Hauptstadt, die die Menschen mit der Politik versöhnen können, erst recht nicht in der FDP. Wenn Rösler zu den Bürgern spricht, wirkt er charmant, begeisternd und angenehm selbstironisch. Selbstironie und FDP passten bislang nicht zusammen.

Im brandenburgischen Kloster Lehnin soll Rösler eine Fotoausstellung über die Altenpflege eröffnen. Er geht ans Rednerpult und beginnt mit einer Anekdote aus seiner Zeit als Medizinstudent. "Ich hab damals fröhlich vor mich hin studiert, düdüdüdü ...", er wackelt mit dem Kopf, die Altenpfleger lachen, "... hab nebenbei ein bisschen Politik gemacht, düdüdüdüdü, und hatte offen gestanden keine Ahnung vom menschlichen Leid." Im Studium habe er dann genug davon mitbekommen, später behandelte er im Obdachlosenmobil der Caritas die Gestrandeten. Das habe seine Sicht auf das Leben verändert.

Was Rösler in dieser Rede entfaltet, klingt wie ein Gegenentwurf zur FDP Guido Westerwelles, jener Partei, die zwar weiß, wie man Hoteliers glücklich macht, aber wenig versteht vom menschlichen Leid. Vor ein paar Jahren hat Rösler einen Aufsatz mit dem Titel "Was uns fehlt" geschrieben. Er enthielt die Vision von einer liberalen Partei, die sich zum Wert der Solidarität bekennt, die wieder "die Seele der Menschen von heute berührt". Es war die Vision einer FDP ohne Guido Westerwelle, auch wenn der Name nicht auftauchte. Einer FDP mit menschlichem Antlitz.

Nach seiner Rede vor den Altenpflegern spaziert Rösler mit Schwester Ruth, der Alt-Oberin des Klosters, über das Gelände, die Vögel zwitschern, ein paar Senioren sitzen im Rollstuhl und tanken Sonne. "Wir kommen jetzt auf den alten Amtssitz, der ist Hunderte von Jahren alt", sagt Schwester Ruth.

"Uiiiiih", ruft Rösler, sichtlich begeistert, die Schwester freut das, sie fühlt sich beflügelt. "Und dort auf dem Innenhof", sie zeigt auf den Platz, wo die Rollstühle in der Sonne stehen, "dort war früher ein riesiger Misthaufen." "Uiiiiih", ruft Rösler

erneut. Die beiden unterhalten sich eine Weile, es geht herzlich zu, dann muss der Minister zurück in seinen Dienstwagen. Der Abschied fällt ihm schwer.

Die Schwester steht da und schaut ihm nach. "Was für ein liebevoller Mensch", seufzt sie schließlich. "Voller Empathie, und so sympathisch."

"Schon merkwürdig, dass der in der FDP ist", sagt einer der umstehenden Männer.

"Ist der echt FDP?", fragt Schwester Ruth, sie wirkt fast geschockt. "Das ist ja ein Ding. Unter FDP hatte ich mir immer was anderes vorgestellt."

Wieder im Auto sagt Rösler: "Ich spiel mal was von Udo Jürgens." Er fingert das iPhone aus der Brusttasche seines Hemdes und stöbert in seiner Musikbibliothek. Rösler liebt Udo Jürgens.

"Die Discos, in die ich gehe, haben erst eine Rockphase, dann eine Schlagerphase, und dann kommt Techno", sagt er. "Und eins ist klar: Die geilste Stunde ist beim Schlager."

Rösler hat jetzt die Udo-Jürgens-Lieder gefunden. "Manche Texte sind gar nicht so doof, wie viele sagen, toll sozialkritisch sind die und ziemlich politisch." Er spielt ein Lied an, es heißt "Wer nie verliert, hat den Sieg nicht verdient". Die ersten Töne erklingen. "Gut, ein bisschen schnulzig vielleicht, aber der Text, der Text." Auf dem Display des Ministers leuchtet das Gesicht von Udo Jürgens. "Jetzt mal hinhören." Dann fängt Udo Jürgens an zu singen, und Philipp Rösler summt mit:

Wer niemals schwach war,

wird nie wirklich stark.

Wer nie zu hoch greift,

erreicht nie die Sterne.

Wenn du nie aufgibst,

kommt einmal dein Tag.

Wer nie verliert,

hat den Sieg nicht verdient.

"Ich meine, hallo? Das ist doch klasse!" Rösler schaut versonnen auf sein Display. "Und es gibt doch Trost."

Fischers viertes Leben

In Berlin sieht man ihn selten, und wenn, dann müßig gelaunt im Schlepptau seiner glamourösen Frau. Joschka Fischer ist jetzt Berater. Ist es dem ehemaligen grünen Außenminister gelungen, sich noch einmal neu zu erfinden?

Von Tina Hildebrandt, Zeit Magazin, 26.08.2010

Das erste Wiedersehen endet gewissermaßen klassisch, also mit einer Beschimpfung. Hochgezogene Augenbrauen, Entrüstung. »Ich wusste es«, schnauft der frühere Außenminister, der Zeigefinger fährt anklagend nach vorn, »Sie sind auch so eine. So eine - Schnarchnase!« So eine Schnarchnase, die nicht begriffen hat, dass es nur zwei Möglichkeiten gibt: Krieg oder Europa. Die den dramatischen historischen Moment nicht erfasst. In dem es nicht darum geht, wie man die Griechen dazu bringt, ein effizientes Sparprogramm aufzulegen oder die Regeln zu retten, die einmal für die EU gemacht wurden, sondern um alles oder nichts. Eine Schnarchnase, die auch noch lacht, wenn man ihr all das ins Gesicht sagt. Unglaublich. Was ist das bloß für eine Generation? Kopfschüttelnder Joschka Fischer.

14. April 2010: Vor zwei Tagen ist der Metzgerssohn Joseph Martin Fischer, genannt Joschka, ehemaliger Sponti, Schläger, Turnschuh- und Außenminister, Vizekanzler, fünffacher Ehemann, dreifacher Vater, Großvater, der wahrscheinlich interessanteste lebende deutsche Politiker, 62 Jahre alt geworden. Oder müsste man sagen: Expolitiker?

Es sollte eine Reportage über Joschka Fischers viertes Leben werden. Wie wird ein Revolutionär alt? Was macht so einer, wenn er aufhört? Wo geht die Energie hin bei jemandem, dessen Bühne die Republik und dessen Leben die Politik war? Fünf Jahre ist es jetzt her, dass Fischer sein drittes Leben beendet hat, das Leben als Berufspolitiker, die Tür zugemacht, den Schlüssel umgedreht und weggeworfen hat, wie er sagt. Als drinnen im Auswärtigen Amt alle darauf warteten, den Chef zu verabschieden, hat er den Hinterausgang genommen, ist in den Polo seiner Frau

gestiegen und weggefahren, nach Hause, Kaffee trinken. Ohne die »traute Zweisamkeit zu siebt«, wie er das Leben mit der Sicherheit sarkastisch genannt hat. Er hat ein Haus im Grunewald gekauft, ist als Gastdozent nach Princeton gegangen, hat dort die deutsche Wurst vermisst und gemerkt, dass Amerikaner anders, aber auch ganz anders sind als die Deutschen, und ist zurückgekommen.

Jetzt ist er Unternehmer. Die Firma heißt Joschka Fischer and Company. Fischers Partner ist der frühere Pressesprecher der Grünen-Fraktion, Dietmar Huber, außerdem hat Fischer seine langjährige Sekretärin Sylvia Tybussek mitgenommen, mit der er schon die Grünen und diverse Untersuchungsausschüsse durchgestanden hat (daran merke man übrigens, dass man echt raus sei, hat Fischer neulich zu seiner Frau gesagt: kein Untersuchungsausschuss mehr). Wer einmal zu Fischers Clan dazugestoßen ist, durchs Rüpelbad gegangen und gemerkt hat, dass der Mann mit den gelegentlich demonstrativ schlechten Manieren auch ganz anders kann, der bleibt meist aus echter Hingabe dabei.

Sein Unternehmen logiert am Gendarmenmarkt, ein großes Schild sucht man vergebens. Am Eingang weist, sehr amerikanisch, ein freundlicher Portier den Weg in die oberen Etagen. Schwarzes Leder, viel Chrom, leere Regale, wenige Bilder, alles riecht neu, sieht neu aus, nach Kulisse. Zeit seines Lebens war Joschka Fischer berühmt für seine schlechte Laune. Schon in der WG mit Daniel Cohn-Bendit in Frankfurt konnte er die schlechteste Laune der Welt haben. Man ließ ihn dann besser allein. Später als Außenminister ließ er Spiegel- Reporter, die ihm in den Urlaub zum Sommerinterview nachreisten, stundenlang bei einer halben Birne und einer Flasche Wasser schmachten und nannte das Ganze dann sardische Vorspeise. Gesprächspartner, sofern sie von der Presse sind, nennt er gerne Nasenbären oder Fünf-Mark-Nutten. Sagenhaft auch Fischers Leibesumfang als solcher und als Metapher, über den er selbst ganze Bücher verfasste (Mein langer Lauf zu mir selbst). In letzter Zeit war zu hören, Fischer sei wieder ganz schön dick geworden.

Da sitzt er also im Designerfauteuil, kariertes Hemd, dunkler Anzug, schaut mäßig interessiert, mitteldick, mittelgut gelaunt. Nein, über sein viertes Leben will Fischer eigentlich nicht sprechen und auch nicht über sein Unternehmen. Mitnehmen

will er schon gar keinen, nicht mal zu Vorträgen. Keine Reportage also, allenfalls ein Gespräch. Es werden dann drei.

Das ungeschriebene Gesetz jeder Fischer-Begegnung verlangt, dass erst mal die Fronten geklärt und die Kräfte gemessen werden. »Was ihr nie verstanden habt«, fährt Fischer also den Besucher an, »ich habe auch furchtbar gelitten.« An den Medien, an der Partei. Die Grünen, die immer aus Prinzip alles ganz anders machen wollten, Apfelsinenkisten statt Podium, keine professionellen Lautsprecher, weils so kreativer war, sodass er sich heiser brüllen musste. Dumme Journalisten, die noch dümmere Fragen stellen, immer dasselbe. Klar, er sei an der Politik auch gewachsen. Aber Außenminister, das sei der permanente »Alert-Status«. »Mit der Zeit wird auch der Stärkste nicht besser«, sagt Fischer. Das sei vom System so gewollt. Der Stärkste, versteht sich, das ist er.

Wenige glückliche Momente habe er in seinem dritten Leben erlebt, dafür viele historische. Den Kosovokrieg, natürlich, in den sie eintreten mussten, Schröder und er, noch bevor sie im Amt waren, weil sie sonst gar nicht erst ins Amt gekommen wären. Am meisten berührt, sagt Fischer, habe ihn die deutsche Einheit. Die Einheit, die er gefürchtet hat. Sein größter Irrtum. Deutschland, sagt Fischer heute, habe sich als sympathische Demokratie erwiesen, als liebenswürdiges Land.

Das dritte Leben, das als Politiker, begann 1985 mit dem Eintritt in die hessische rot-grüne Koalition unter Holger Börner. Ein bewusster Entschluss sei das gewesen. »Ich wusste, dass ich eine Lebensentscheidung treffe. Mir war sehr klar, dass ich nicht der bleiben kann, der ich bin«, sagt der Mann, der doch darauf beharrt, immer derselbe geblieben zu sein. Vielleicht meint er: nicht mehr sich allein zu gehören. Denn die Politik zu betreten bedeutet, die Öffentlichkeit zu betreten. Das heißt, zumindest zu großen Teilen ein sichtbares Leben zu führen. Es heißt, auf viele Facetten zu verzichten, die man auch in sich spürt, auf Optionen. Das, sagt Fischer, habe er auf Dauer nicht gewollt.

»Macht gegen Freiheit« tausche er nun, hat Fischer bei seinem Ausscheiden gesagt. Jetzt sitzt er da und bemüht sich, Gelassenheit zu verströmen. Aber muss er als Businessmann nicht doch wieder den angeblich so verhassten dunklen Anzug tragen?

»Glauben Sie bloß nicht, den habe ich Ihretwegen angezogen«, sagt Fischer, er habe noch einen wichtigen Termin. Was also ist jetzt seine Rolle? »Da ist die Antwort ganz einfach: keine.« Kann man das, die Öffentlichkeit einfach so verlassen? »Es ist einfacher, aus der Politik rauszugehen als aus der Öffentlichkeit«, sagt Fischer. »Man kann die Öffentlichkeit nicht betreten, und man kann sie nicht verlassen.« Er plane seine Rollen nicht, habe er nie getan. Ist er einer, der immer wusste, was er will? Nicht direkt, antwortet Fischer. »Es fügt sich, wie es sich immer gefügt hat.«

In einer wunderschönen Augustnacht habe es sich gefügt, dass er »die Schnauze voll« gehabt und gleichzeitig »Erfahrung kumuliert« habe. So sei aus Außenpolitik, grüner Technologie und Nachhaltigkeit ein Geschäftsmodell entstanden. Und dann habe er mit seinem Partner Dietmar Huber eben »ein paar Dinge klargezogen«, und sie hätten sich »entschlossen, dass wir das Risiko eingehen und ins kalte Wasser springen«.

Sein Unternehmen, so viel ist bekannt, kooperiert mit dem der früheren US-Außenministerin Madeleine Albright. Als Fotos aufgetaucht waren, auf denen Fischer einen Polizisten schlägt und er als Außenminister fast zurücktreten musste, hatte Albright nur gesagt: »Ich wusste, dass du ein böser Junge warst - aber so böse?« Seither sind sie Freunde.

Zu Fischers Kunden gehören RWE, BMW und Siemens. Was genau macht Fischer? Da wird er schnell unwillig. »Was ist so miraculös daran? Ich mache das, was ich als Außenminister gemacht habe.« Aha. Deutsche Interessen vertreten also, nur für Siemens? Verzweiflung über so viel journalistischen Unverstand. Unternehmen hätten keine außenpolitische Kompetenz, er schon. So einfach. So einfach?

Fischer hätte sich vorstellen können, für die UN zu arbeiten, er wäre auch gerne zur EU gegangen. Wenn die Regierung ein bisschen Arsch in der Hose gehabt hätte, findet Daniel Cohn-Bendit, hätte sie Fischer statt Oettinger den Posten als EU-Kommissar angeboten. Manche hätten ihn sich auch als Nahostvermittler statt Blair oder als EU-Außenminister vorstellen können. Fischer glaubt, das habe ihm letztlich Hartz IV versaut.

Gerhard Schröder legte, kaum aus dem Amt geschieden, seine Memoiren vor, schloss einen Vertrag als Aufsichtsratsvorsitzender der Nord Stream AG, einer Gesellschaft, die den Bau der sogenannten Ostseepipeline betreibt, die Gas von Russland nach Deutschland liefern soll und die Schröder noch als Bundeskanzler vorangetrieben hatte. Fischer genoss es, dass alle ihn dafür lobten, es so ganz anders als Schröder gemacht zu haben, so würdig. Jetzt arbeitet er, der Grüne, für einen Automobilkonzern, einen Hersteller von Atomstrom und einen Betreiber von Atomkraft und wirbt für Nabucco, eine Pipeline, die nicherussisches Gas durch Ost- nach Westeuropa leiten soll. Manch einer sieht darin ein Duell mit seinem alten Freund-Rivalen Schröder. In den Zeitungen tauchten manchmal Fotos auf, bei denen seine schöne junge Gattin in Designermode in die Kameras lächelt. Fischer ist der Herr daneben, der meistens eher misstrauisch schaut. Joschka habe seine Ideale verraten und seine Partei, sagen seine Gegner, bei den Grünen sind viele enttäuscht. Er sei doch wie Schröder, großes Ego, opportunistischer Machtmensch. Der Herr Fischer sei beim Marsch durch die Institutionen eben jetzt wirklich angekommen, stellen süffisant die Konservativen fest. Bei einem Fest in Berlin zeigte RWE-Chef Jürgen Großmann zu vorgerückter Stunde einmal mit dem Finger auf Fischer und sagte weithin vernehmlich: »Den hab ich auch gekauft.« Vom Sponti zum Trophy-Man?

Er mache nichts für Unternehmen, sagt Fischer, er berate sie. Wo ist der Unterschied? »Die Entscheidungen«, sagt Fischer, träfen andere, Ratschläge könne man auch ablehnen. Überhaupt werde die Sache mit den Kontakten überschätzt. Es gehe weniger um Kommunikation bei seinem Geschäft, mehr um Analyse. Aber - »das ist Geschäft. Ich will nicht drüber reden.« Macht das Geschäft Spaß? »Sehr.« Was macht Spaß daran? »Die Arbeit.«

RWE berät er nur für Nabucco, da legt er Wert darauf. Siemens nicht im Atomsektor. Ist das nicht eine ziemlich, sagen wir, pharisäerhafte Argumentation, eine, die der junge Fischer, mit Verlaub, jedem Gegner krachend um die Ohren gehauen hätte? Sei ihm auch egal, brummt Fischer. Siemens im Übrigen sei bei der Entwicklung spritsparender Fahrzeuge und Elektroautos ein echter Motor des Fortschritts. Typisch: Wo Fischer ist, ist die Spitze des Fortschritts. Ärgern ihn die Vorwürfe? Nein, ärgern ihn nicht. Er ärgere sich nur über Dinge, die zutreffen. Er sei

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

sich »ziemlich treu geblieben«, sagt Fischer. Punkt. Was schuldet ein Vizekanzler der Republik? Nichts. Nada. Ein Kanzler aber schon, denn was Schröder gemacht hat, findet Fischer nicht ganz lupenrein.

Für ihn sei die politische Hygiene durch den zeitlichen Abstand gewahrt, den er zwischen Abschied aus dem Amt und Ankunft im Geschäftsleben eingehalten habe. Die Gesprächsatmosphäre nähert sich dem Tiefpunkt, da kommt übers Handy eine tolle Nachricht rein. Westerwelle hat der Bravo ein Interview gegeben. Über Hautprobleme und Aufklärung. Der Außenminister. Sein Nachfolger. Der Bravo. In der Euro-Krise. Kann man es fassen? Fischer mit einem Mal ganz aufgekratzt, er wirkt glücklich. Der kann es nicht. Konnte es nie. Wird es nie können. Ist und bleibt unreif. Auch so eine Schnarchnase. Diese Schnarchnasen! Werden alles ruinieren! Deutschland, Europa, die Welt! Es ist zum Verrücktwerden!

28. April, Hörsaal 3A der Heinrich-Heine-Uni Düsseldorf, an der Stirnwand fünf Schiebetafeln im Halbrund. Der Projektor wirft große Namen auf die Leinwand: Marcel-Reich-Ranicki, Helmut Schmidt, Avi Primor, Wolf Biermann, Siegfried Lenz. Auf den Rängen drängen sich die Studenten. »Ich hab mal den Papst beim Weltjugendtag gesehen«, sagt einer mit langen Rastalocken zu einem Kommilitonen. »Ach, der Papst, den kannst du überall haben«, entgegnet der andere, »aber Fischer!« Die Digitaluhr springt auf 16.02 Uhr, dann betritt Dr.h.c. Joschka Fischer den Saal, grinst freundlich ins Publikum, blickt missmutig auf die Fotografen und beginnt eine vergnüglich-sorgenvolle Suada. Mal gibt er den Nostradamus, dann den Spitzendiplomaten von Welt, dann wieder den alten Herrn, der eigentlich nur noch in Ruhe Tauben auf dem Gendarmenmarkt füttern will. Er knöpft sich vor: die »Schnösel« von der Bild-Zeitung (»da krieg ich Wut«) und ihre Kampagne gegen Griechenland, die deutsche Regierung, die ihre Führungsrolle in Europa verweigert (»ich kriege einen dicken Hals, wie Sie merken«), und die europavergessene junge Generation (»ich frage mich: Erkennen wir unsere eigenen Interessen nicht?«). Höhepunkt der Veranstaltung: Joschka Fischer warnt die Jungen mit milder Ironie davor, Typen wie er selbst zu werden: »Bestimmten Beispielen solltet ihr überhaupt nicht folgen. Es gibt Teile meiner Biografie, reden wir nicht drumrum, da gab es die Verführung zur Gewalt.« Das aber sei überhaupt nicht nötig in Deutschland. »In

diesem Land kannst du alles erreichen. Es gibt eine Polizei, die einen sogar unterstützt.« Begeistertes Gelächter im Saal.

Ist Fischer je ein Revolutionär gewesen? »Ich weiß nicht«, sagt er. Anfang Juli, er sitzt in einem Restaurant am Gendarmenmarkt. Eine Woche zuvor ist Bundespräsident Wulff im dritten Wahlgang gewählt worden. Wulff, der noch vor gar nicht so langer Zeit gegen Schröder Wahlkampf gemacht hat mit dem Hinweis, dass einem Mann mit so vielen Ehen nicht zu trauen sei, und der sich jetzt seiner Patchworkfamilie rühmt. »Schauen Sie, mit den 68ern ist das ein Kreuz«, sagt Fischer, »um uns zu bewerten, ist es zu früh.« Aufgewachsen im Schatten des Krieges, des großen Verbrechens, denn darum ging es ja. »Ob man ein Revolutionär gewesen ist, wenn man dafür ein Gespür hatte und sich dagegen aufgelehnt hat und sich dabei auch vertan hat mit der Missachtung des Parlamentarismus, ich weiß nicht.« Die dritte Ringvorlesung an der Düsseldorfer Uni ist beendet, die Euro-Krise fürs Erste abgewendet, aber Fischer ist nicht zufrieden, es arbeitet in ihm. Seine Generation sei die letzte gewesen, die versucht habe, Politik auf die Geschichte zu beziehen, sagt Fischer, immer sei man in die Sinnfrage gestürzt worden. Die Konsequenz aus alldem: Europa. Das müsse doch irgendwie in die Gene übergegangen sein, sagt Fischer, er verstehe das einfach nicht, wieso das nicht so sei.

Draußen ist es heiß, WM-Zeit, Fähnchen-Zeit. Singt er, wenn die Hymne gespielt wird? Der große Europäer, plötzlich pampig: »Ich bin kein Hymnensinger.« Warum nicht? »Entschuldigung, ich kann nicht singen.«

Wie deutsch er ist, stellte Fischer in seiner Freak-Zeit fest. Damals sei er mit drei Freunden in die Camargue gefahren, um Skat zu spielen, es war das Jahr, in dem die Sommerzeit eingeführt wurde. Man trank, feierte, ließ die Bärte wachsen. Um zwei Uhr sah Fischer auf die Uhr und befahl: «Jungs, Uhren umstellen!» Die Kirchturmuh im Ferienort ging natürlich noch drei Wochen später anders. Fischer würde nie deutsche Fähnchen aufhängen, aber er mag das Leichte, das Schwarz-Rot-Gold neuerdings hat, vor allem mag er, dass auch die Türken und Araber deutsche Fähnchen aufhängen.

Ein ganz anderes Land sei das Land seiner sogenannten revolutionären Dekade ja gewesen, sagt Fischer, damals habe er ganz anders gedacht, gelitten, gelebt. Das Land geändert zu haben, das sei die eigentliche Leistung der 45er gewesen, der Leute wie Habermas und Schmidt. Wie deren kleine Brüder seien die 68er gewesen, oder eben wie Söhne. Ausgerechnet Schmidt, die Schmidt-Abneigung hatte ja die Grünen erst möglich gemacht hat. Ist das also jetzt allen Ernstes die Quintessenz: Ich und Schmidt, und danach kamen nur noch Weicheier? Nein, im Gegenteil, er empfinde es als großen Fortschritt, dass die Gräben zugeschüttet seien, sagt Fischer, dass politische Auseinandersetzungen nicht mehr im Modus des Bürgerkriegs geführt würden. Irgendwann gab es sogar so etwas wie ein Versöhnungsgespräch mit Alfred Dregger, dem alten Stahlhelmer der hessischen CDU. »Als ich Sie das erste Mal gesehen habe«, sagte Dregger zu Fischer, »da dachte ich, Sie sind die fünfte Kolonne Moskaus.« - »Und ich dachte, Sie sind die zivil gewandete Reaktion«, entgegnete Fischer. Was will er mit der Anekdote sagen? »Die Gräben sind zugeschüttet, das ist deutsche Geschichte.« Wann hat er eigentlich angefangen, das Land liebenswürdig zu finden? Wisse er nicht mehr, brummt Fischer.

Im deutschen Herbst jedenfalls sei das revolutionäre Jahrzehnt vorbei gewesen. Man verkaufte die Marx-Engels-Ausgaben. Die einen gingen zum Bhagwan und zogen sich in die neoromantische Innerlichkeit in fernöstlichem Gewand zurück, Fischer fuhr Taxi, das zweite Leben begann, eine der wenigen eher unpolitischen Phasen. Er hatte viel Zeit und wenig Geld. Er dachte viel über sich selbst nach. »Born to be free«, das sei immer sein Motto gewesen. »Und dann lande ich ausgerechnet in der Berufspolitik«, sagt Fischer, die nicht viel Freiheit verspricht und doch höchsten Lohn. »Du begibst dich freiwillig auf die Galeere und lässt dich anschmieden, und das alles nur mit der vagen Hoffnung, dass du eines Tages die Meuterei anführen und andere in Ketten legen kannst. Dann allerdings«, Fischers Augen leuchten, »wenn du dein Rendezvous mit der Geschichte hast, dann kannst du Dinge bewirken!« Acht Menschen, rechnet Fischer an den Händen vor, hätten dieses unschätzbare Privileg in Deutschland seit dem Krieg gehabt. Er wiederholt die Zahl: acht Kanzler. So wenig. »Und deshalb verstehe ich nicht, weshalb Merkel nichts macht. Selbst den Text durch

Tun in das Geschichtsbuch unserer Nation zu schreiben, das bedeutet für mich Kanzlerschaft.«

Keine Spur mehr von spöttischer Gelassenheit jetzt, das ist ihm ernst. Da spricht der Mann, der immer vor allem eins wollte: Autor der eigenen Geschichte bleiben. Der mit 17 Jahren sehr bewusst den Entschluss fasste, sich selbst zu erfinden. Über den es heißt, er habe sich seither unzählige Male neu erfunden, der das bestreitet und beharrt, er sei doch immer der Alte geblieben. Vermutlich kommt es beim Erfinden nicht auf das Wörtchen neu an, es kommt auf das Wort selbst an. Muss es so einen nicht wahnsinnig machen, dass er so nah dran war, seinen Satz ins Buch der Nation zu schreiben, und gleichzeitig so weit weg, weil er in der falschen Partei war, einer, mit der er nie selbst Kanzler werden konnte? Nein, behauptet Fischer. »Denn dann gehörst du endgültig der Öffentlichkeit, und diesen Preis wollte ich nie zahlen.«

Kann man sich vorstellen, dass einer, der politisch so glüht, zufrieden damit ist, mit anderen Geschäftsleuten Meetings abzuhalten, Telefonschaltkonferenzen zu absolvieren und zum Businesslunch zu gehen? »Natürlich bin ich ein politischer Mensch durch und durch, aus Leidenschaft, nicht aus Sucht«, betont Fischer, wenn auch beides nah beieinanderliege. Natürlich telefoniert er in diesen Tagen manchmal mit Gerhard Schröder. Natürlich fragen sie sich dann: Was würden wir machen? Natürlich sind sie der Meinung, dass sie es besser könnten. »Aber ich will nicht mehr, begreifen Sie das doch!« Er gehe nicht Rosen züchten. Auch für höchste Amtsträger gebe es keine Staatsklaverei, davon stehe nichts im Grundgesetz. Fischer wird wieder ungehalten. Darf man ihn fotografieren, ihn, der so verschieden aussah in seinen verschiedenen Leben und der sein Aussehen zu früheren Zeiten selbst zum Thema gemacht hat? Nein. Warum nicht? Weil er nicht will. Ist vorbei. Er sei jetzt Privatmensch, sagt Fischer. Und schreibt doch ständig Beiträge über Europa, die Türkei, Israel, Iran. Gibt Interviews darüber, wie lasch der Bundestag und wie schwach seine Nachfolger seien. Hasst die Öffentlichkeit, verachtet die meisten Journalisten und liebt doch die eigene Wirkung auf beide.

Anruf bei Cohn-Bendit, der meistens einen Schritt weiter war als Fischer und doch formal nie so weit gekommen ist wie sein Freund. Der vor ihm Europäer war und

vor ihm für eine militärische Intervention im ehemaligen Jugoslawien. Der da ist, wo das Schicksal ihn als Sohn der bürgerlichen Oberschicht vorgesehen hat, irgendwo oben, und der das darum nie um jeden Preis beweisen musste, während Fischer immer beweisen musste, dass er da angekommen ist, wo er, Metzgerssohn, Studienabbrecher ohne Abitur, nie hätte sein dürfen: ganz oben. »Nee, der Joschka war nie ein Revolutionär«, sagt Cohn-Bendit, der war ein Revoltierender, der wollte Macht haben, aber es war nicht klar, was da rauskommen sollte. Er wollte die Welt verändern und sich in der Welt.«

Cohn-Bendit hat eine Ahnung, wann Fischer angefangen hat, das Land zu lieben: als das Land angefangen hat, ihn zu lieben. Das ist nicht so süffisant gemeint, wie es klingt. Was Cohn-Bendit meint: Die Umkehr von Ablehnung zu Akzeptanz am eigenen Leib zu erfahren hat Fischer gezeigt, dass das Land nicht so war, wie er behauptet hatte.

Was ist Fischer jetzt? Jetzt, sagt Cohn-Bendit, gehört er zur gesellschaftlichen Elite und zu denen, die ihren gesellschaftlichen Einfluss paaren mit geschäftlichem Nutzen. »Jetzt ist er wirklich so ne Ich-AG. Er lässt sich vergolden, was er geschafft hat.« Cohn-Bendit würde das nicht machen, aber er meint das auch nicht vorwurfsvoll. Wenn Fischer es vertreten kann, kann er es auch. Er kenne so viele Leute bei den Grünen, die jeden Tag gegen ihre moralischen Grundsätze im Umgang mit Frau und Kindern verstießen, die sollten mal nicht so auf dem hohen Ross sitzen, findet Cohn-Bendit, früher Dany le Rouge genannt.

Politiker werden bei Wahlen gewogen, sie sind die Währung der Demokratie. Die Währung der Geschäftswelt ist Geld. Für Dostojewskij war Geld gemünzte Freiheit. Ist Geld also wichtig? Nein, sagt Fischer, nicht wirklich. Klar, jetzt sei er dabei, Geld zu verdienen. Andererseits: »Wenn ich Instinkte an der Börse hätte wie in der Politik, wäre ich steinreich.« Ärgert ihn so ein Satz wie der von Großmann, er habe ihn gekauft? Ehrlich wirkende Gelassenheit: Kein bisschen! Großmann habe nicht ihn gekauft, könne der gar nicht, sondern eine Dienstleistung, und auf die habe er einen Anspruch. Kein klitzekleines bisschen Ärger? Höchstens über die Frage. Die zeigt in seinen Augen mal wieder, dass es in Deutschland ein ungesundes Verhältnis

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

zum Geschäft gibt, als sei das per se etwas Unanständiges. Ist es also umgekehrt: Wenn er jetzt für Unternehmen dasselbe macht wie früher als Außenminister, ist das Unternehmen dann das, was früher seine Partei war, ein Vehikel der Einflussnahme? Auch nicht, sagt Fischer. Sein Unternehmen, das sei eine kühl-rationale Geschäftsbeziehung. Das sei es mit seiner Partei nie gewesen, das sei doch eher eine Art St.-Pauli-Syndrom gewesen: ein Scheißverein, den man trotzdem liebt.

Aufgeräumter Fischer, er sitzt beim Italiener in der Nähe seines Hauses, Ende Juli. Am Nebentisch arbeitet ein Vater daran, seinen Mut zusammenzunehmen, um den »Herrn Minister« beim Rausgehen um ein Foto mit seinem Sohn zu bitten, der an diesem Tag 35 werde. Da ist sie wieder, die Öffentlichkeit, die man nicht so leicht verlassen kann. Aber wenn sie so nett daherkommt wie diese, dann lässt sich das sogar ein Joschka Fischer gefallen. Vierte Sozialisation, ja, kann sein, das gefällt ihm. Was hat ihn am meisten verändert im Leben? Das Alter, sagt Fischer, sei letztlich die Kraft, die einen am stärksten verändere. Alter, nicht als Verfall, nicht nur, sondern als unvermeidlicher Prozess. Älter werden, wachsen, lernen, sich irren, etwas Neues lernen, Kinder kriegen, Enkel kriegen, vor Kurzem ist er Großvater geworden. Evolution statt Revolution, das Schicksal jedes Revolutionärs, der überlebt.

Neulich ist ihm aufgefallen: Wenn sie bei den Wahlanalysen im Fernsehen von der Gruppe Ü60 sprechen, den über 60-Jährigen, dann meinen sie ihn - ist das zu fassen? Ü60, das waren für Fischer die Typen, die den Dackel ausführten und im Zweifel aus Versehen »Heil Hitler!« schrien. Und jetzt ist er einer von denen. Er schlägt die Hände vor die Augen, gespielte Verzweiflung, listige Augen, die sagen: Glauben Sie mir kein Wort!

Er schreibt den zweiten Band seiner Memoiren. Er hält Vorträge, um Geld zu verdienen, aber nicht nur. Er will immer noch Einfluss nehmen. Ihn treibt das Gefühl um, dass im Moment etwas passiert. Die Welt so instabil, Deutschland so stark wie nie, und so führungsschwach! Andererseits: Wie in einer Nacht alle Regeln über Bord geworfen wurden, um Europa zu retten, das hat ihm gefallen. Vielleicht haben die Schnarchnasen ja doch schon mehr Europa verinnerlicht, als er befürchtet hat.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Die Lernmaschine Fischer brummt wieder, und das macht ihm großes Vergnügen. »Ich habe das Gefühl, dass ich im Moment wieder unglaublich viel lerne, etwas, das ich gar nicht erwartet habe.« Er sei ziemlich fit derzeit in diesen ganzen Wirtschaftsfragen. Er könne arbeiten wie ein Journalist, aber mit viel besseren Zugängen. »Ich kann mit Leuten reden, die mit Ihnen nie reden würden. Ich lerne wieder - und das alles nur aus Ärger über die Regierung!«

Wer hätte gedacht, dass Joschka Fischer Angela Merkel noch mal würde dankbar sein müssen?

Der Kinderknast von Lesbos

Minderjährige Flüchtlinge, die meisten aus Afghanistan, werden von der griechischen Küstenwache gejagt und in ein heruntergekommenes Gefängnis gesteckt. Mit der Verschärfung des Asylrechts hat das reiche Europa das Flüchtlingsproblem seinen Randstaaten aufgehalst. Und schert sich nicht um die Folgen

Roland Kirbach, Zeit, 04.02.2010

Jetzt beginnt sie wieder, die Zeit des Sterbens, sagt Nayem. Jedes Jahr im Winter, wenn die Stürme das Meer aufwühlen, wenn die Ägäis schäumt, kentern die Schiffe, ertrinken die Kinder. Ihre dicke Winterkleidung saugt sich voll Wasser und zieht die jungen Körper nach unten.

Vor wenigen Wochen zerschellte ein Boot an einem der Felsen, vier Kinder ertranken. Sie hatten ihr Ziel fast erreicht: Lesbos, Europa. Sie konnten die Freiheitsstatue im Hafen von Mitilini, der Hauptstadt der griechischen Insel, schon sehen.

Die Wucht, mit der das Meer sie gegen die Felsen schlug, hat ihnen die Gesichter zerschmettert. Vier junge Afghanen. Zwei von ihnen hat Nayem am Strand gesehen. Seitdem schläft er nachts nur noch mit Licht. »Damit mir die Toten nicht erscheinen«, sagt er.

Nayem ist 30 Jahre alt und lebt seit fünf Jahren in Mitilini. Er ist selbst Afghane. Auch er kam mit dem Schlauchboot aus der Türkei herüber, die zehn Kilometer zwischen Asien und Europa. An klaren Tagen kann er drüben die Minarette sehen. Den Osten. Jetzt ist Nayem der Mann, der sich im Westen um die Kinderleichen kümmert.

Auf dem St.-Panteleimon-Friedhof von Mitilini beerdigt Nayem die ertrunkenen Flüchtlingskinder, Winter für Winter. Der Friedhof ist klein, er liegt auf einem Hügel oberhalb der Stadt, mit Blick auf das Meer. Nur Beamte der Hafenzollerei und der örtlichen Präfektur sind dabei, keine Verwandten. Nayem kann nicht verstehen, dass

den Toten ein Begräbnis nach islamischem Ritual verwehrt wird. Kein Mullah darf die Trauerrede halten, das übernimmt ein griechisch-orthodoxer Pope. »Nicht mal im Tod dürfen sie ankommen«, sagt Nayem.

Die Flüchtlinge werden ganz hinten an der Friedhofsmauer begraben, neben den Gartenabfällen. Ihre Gräber sehen wie große Maulwurfshügel aus. Keine Grabsteine, keine Blumen, kein Schmuck. 40 Ertrunkene habe er hier beerdigt, sagt Nayem, vielleicht auch 60. Er hat sie nicht gezählt und kann das auch nicht nachholen. Die Friedhofsverwaltung ebnet die Grabreihe alle drei Jahre ein. Anschließend lässt sie dort neue Flüchtlinge verscharren. Und dann stecken in neuen Grabhügeln wieder alte Holzbretter, auf denen steht: »Afghane Nr. 1«, »Afghane Nr. 2«, »Afghane Nr. 3«.

Europa hat kein Interesse an ihren Namen, weil Namen für Menschen stünden. Die Toten von Lesbos heißen bloß »Drittstaatsangehörige«, so ist es festgelegt in der »Verordnung (EG) Nr. 343/2003 des Rates vom 18. Februar 2003«. Ein Regelwerk, von dem Nayem noch nie etwas gehört hat, das aber das Leben und Sterben an den Rändern Europas beeinflusst. Zehn Seiten Papier, deren Folgen in Mitilini den Friedhof füllen.

Es war ein kalter Tag im Dezember 2002, als Europas Innenminister an einem ovalen Tisch im Brüsseler Ministerrat die Verordnung 343/2003 verabschiedeten, kurz »Dublin II« genannt. Unter ihnen Otto Schily (SPD). In 29 Kapiteln ist geregelt, dass jeder Flüchtling in der Europäischen Union nur einen Asylantrag stellen darf – in dem Land, in dem er erstmals seinen Fuß auf europäischen Boden setzte. Dublin II heißt die Verordnung, weil sie Dublin I aus dem Jahr 1997 noch verschärfte.

Beamte der Küstenwache schickten den 16-Jährigen zurück aufs Meer

Es gab Gezerre und Taktiererei damals, denn das Gesetz, um das gestritten wurde, war vor allem für Länder wie Deutschland gut, für Staaten, die umgeben sind von anderen EU-Mitgliedern. Deutschland wurde damit quasi unerreichbar. Fragt man Otto Schily heute, was er von dem Tag noch in Erinnerung hat, an dem sich Deutschland das Elend der Welt vom Halse hielt, sagt er nur: »Herrgott, das weiß ich doch jetzt nicht mehr. Ich sitze ja nicht hinterm Ofen.«

Auf Lesbos schaut Nayem aufs Meer. Ein neuer Sturm ist angekündigt. Seit 2002, seit jenem Tag im fernen Brüssel, wird auf Lesbos ein Stellvertreterkrieg geführt. Ein Krieg von Arm gegen Reich. Ein Krieg von Ansturm und Abwehr. Ein Krieg, etwas widerwillig geführt von den Griechen. Wie eine Exklave liegt Lesbos in einer weiten Bucht der türkischen Westküste, ein verlockender Flecken für Flüchtlinge, viel leichter zu erreichen als Lampedusa, viel schlechter zu bewachen als Gibraltar. 146000 Flüchtlinge sind im vorvergangenen Jahr in Griechenland aufgegriffen worden, die meisten kamen mit dem Boot.

Nayem würde gern weg von hier, weggehen von dieser Insel, an deren Küsten sich Touristen sonnen, die für ihn aber nur Leid und Tod bedeutet. Doch er sitzt fest. Die Polizei hat seine Fingerabdrücke. Damit ist er überall in Europa registriert, auch das ist in Dublin II geregelt. Selbst wenn es Nayem gelänge, sich nach Frankreich oder Deutschland durchzuschlagen und dort um Asyl zu bitten, er würde sofort nach Griechenland zurückgebracht.

Weil Nayem gut Englisch spricht, machte ihm die Polizei in Mitilini das Angebot, bei den Verhören afghanischer Flüchtlinge als Dolmetscher zu arbeiten. Er berichtet nun von Fluchten, die in Kabul, Baghlan und Kandahar begannen, und mit jeder Übersetzung hat er das Gefühl, Verrat zu begehen, weil er Wege, Routen und Verstecke offenlegt.

»Der Preis, den ich dafür zahle, heißt Verzweiflung«, sagt Nayem. Dafür bekam er eine Duldung. Neben dem Dolmetscherjob arbeitet er als Kammerjäger; so kommt er auf genügend sozialversicherungspflichtige Arbeitsstunden, um bleiben zu dürfen. Verliert er seine Jobs, muss er das Land verlassen.

Da draußen, weiß Nayem, ist eine neue Völkerwanderung im Gange, ausgelöst durch Kriege und durch Völkermorde, manchmal durch entlegene Stammesfehden, manchmal aber auch durch eine Armut, an der die Reichen eine Mitschuld haben. Nayem kennt die Statistiken und Karten, die die Polizisten zeichnen und nach Athen oder Brüssel schicken, Europakarten voller Pfeile, die für Flüchtlingsströme stehen: Da ist die »West Africa Route« von Marokko Richtung Kanaren. Da ist die »Central Mediterranean Route« von Libyen über das Mittelmeer nach Süditalien. Und da ist die

»South Eastern European Route«, auf der Iraker, Kurden und Afghanen über die Türkei Richtung Europa wollen. Der Pfeil ist dick und versehen mit einem Wort, das eine Warnung ist: »Increase!«, Zunahme.

Er zeigt direkt auf Lesbos.

Nayem weiß von keiner Flucht, die glücklich ausgegangen wäre. Erst recht nicht, wenn sie in die Verhörzimmer der griechischen Polizei geführt hat. Griechenland, seit Dublin II so etwas wie ein sich selbst überlassener Außenposten der EU, behandelt alle Flüchtlinge als illegale Einwanderer und wirft sie ins Gefängnis. Auch die Kinder, was gegen die UN-Kinderrechtskonvention verstößt und auch gegen griechisches Recht. Die meisten von ihnen stammen aus Afghanistan, und sie sind allein unterwegs, ohne Eltern und Familie. Wie der 16-jährige Milad*, der behauptet, eine Kriegswaise zu sein.

Milad setzte gemeinsam mit einer Zufallsgemeinschaft afghanischer Flüchtlinge von der türkischen Küste nach Lesbos über. »Wir hatten ein kleines Boot zum Aufpumpen«, sagt er. Gegen zwei Uhr nachts seien sie aufgebrochen und gegen die Strömung angerudert. Nach sechs Stunden, etwa 300 Meter vor der griechischen Küste, habe sie ein Schiff der Küstenwache entdeckt. Das Boot habe sie mit hoher Geschwindigkeit umkreist, sagt Milad, so schnell, dass sie in den Wellen fast gekentert wären. »Irgendwann warfen uns die Polizisten eine Leine zu, und wir wurden an Bord geholt.« Sie seien durchsucht worden, ihr Geld hätten ihnen die Polizisten abgenommen, sagt Milad. Er habe gedacht, dies sei eine zwar etwas rüde Rettung, aber immerhin eine Rettung. Bis die Polizisten Milad und seine Begleiter ins Schlauchboot zurückgestoßen, es in türkische Gewässer zurückgeschleppt und etwa zwei Kilometer vor der türkischen Küste die Leine gekappt hätten.

»Aber vorher machten sie uns noch ein kleines Loch ins Boot«, sagt Milad.

Es war ein türkischer Fischer, der die Flüchtlinge rettete.

Bei einem zweiten Versuch gelang es Milad, Lesbos zu erreichen. Die Polizei brachte ihn ins Gefängnis. Bei seiner Entlassung einige Wochen später bekam er ein Schreiben auf Griechisch in die Hand gedrückt, das er nicht lesen konnte und dessen

Inhalt ihm niemand erläuterte. Darin wurde er aufgefordert, das Land innerhalb von 30 Tagen zu verlassen.

Nur wie? Schwimmend? Und wohin? Es gibt keine Schlepperbanden, die sich die Mühe machten, Kinder wieder nach Afghanistan zurückzubringen. Und kein Geld, das Menschen wie Milad geblieben wäre.

Lesbos war vom Ziel zur Falle geworden. Und das nicht nur für ihn.

So endet die »South Eastern European Route«, dieser alarmierend dicke Pfeil auf den Observierungskarten der Europäischen Union, vor allem für Kinder in einem staubigen Gewerbegebiet nördlich von Mitilini: Pagani. In einem Lagerhaus, das einmal zum Stapeln von Waren erbaut wurde, nicht zur Unterbringung von Menschen. Wie in einem Schweinestall reiht sich Box an Box, Zelle an Zelle. Der Boden ist aus Beton, drei von vier Wänden der riesigen Halle sind fensterlos, nur die Frontseite ist offen, ein Gitter, durch das im Sommer die Sonne brennt und im Winter kalter Wind weht. Für höchstens 300 Menschen bietet die heruntergekommene Halle Platz, doch im vergangenen Sommer waren hier bis zu 1000 Menschen eingepfercht. Das Gelände ist mit Stacheldraht umzäunt. Es gibt keinen Hofgang und keinen Kontakt zur Außenwelt. Es stinkt beißend nach Exkrementen.

Pagani ist der Kinderknast von Lesbos. Ein Ort des Verdrängens und Vergessens. Der Ort, an dem wortreiche europäische Asylpolitik, an dem Dublin II, diese zehn Seiten Papier, zu einer Wahrheit wird. Zu einer Demütigung.

Zweimal, manchmal dreimal in der Woche steht Nayem, der traurige Dolmetscher, vor diesem Lagerhaus der Kinder, an seiner Seite Toulina Demeli, eine Anwältin, die sich um die Gefangenen von Lesbos kümmert. »Wir dürfen die Zellen nicht betreten«, sagt sie. Wer mit den Kindern reden will, muss durch das Gitter rufen. »Die weiter hinten stehen, kann ich nicht erreichen.«

Rastlos führt die Anwältin Demeli Gespräche ohne Blickkontakt, Nayem übersetzt.

»Warum sind wir hier eingesperrt?«

»Weil du die Landesgrenze ohne gültige Papiere überschritten hast.«

»Wann werden wir freigelassen?«

»Das liegt alleine an der Polizei.«

»Was, wenn es mir gelingt, abzuhausen?«

»Dann gibt es nur noch mehr Probleme.«

Europa kennt auf die Fragen der Kinder nur drei Antworten: Polizei, Papiere und Probleme.

In die Lebensgeschichten, die Toulina Demeli durch die Gitter von Pagani zugerufen bekommt, haben sich der Krieg und Zerfall Afghanistans gefressen. Die Familien der meisten Jugendlichen haben sich aufgelöst, manche sind ausgelöscht. Die nächsten Verwandten sind untergetaucht oder ums Leben gekommen. Immer mehr Kinder und Jugendliche sind ohne Schutz, das macht sie zunehmend zu Freiwild. Das Flüchtlingshilfswerk der Vereinten Nationen (UNHCR) hat deshalb Richtlinien zum »Schutzbedarf afghanischer Asylsuchender« erlassen, an denen sich die Staaten bei ihren Asylentscheidungen orientieren sollen. Kinder seien die am meisten gefährdete Bevölkerungsgruppe in Afghanistan. Sie würden »in einer immer weiter steigenden Zahl getötet, ausgebeutet und misshandelt«. Bewaffnete Gruppen aller Art würden sie gefangen nehmen und zu Selbstmordattentaten zwingen. Sie würden Opfer »sexueller Gewalt, von Kinderarbeit unter ausbeutenden Umständen und von Kinderhandel«. Der Staat gewähre keinen Schutz, im Gegenteil, auch von Polizei und Armee würden Kinder misshandelt und missbraucht. Das UNHCR legt den reichen Ländern daher nahe, afghanische Kinder als Asylbewerber anzuerkennen, auch wenn sie keine individuelle Verfolgung nachweisen können.

Die Griechen ignorieren das. Im vergangenen Jahr wurden die hygienischen Zustände im Lager von Pagani immer katastrophaler. Die Gefangenen mussten vom Boden essen, das Trinkwasser war oft ungenießbar. 160 Kinder teilten sich eine Toilette. In einem Trakt floss aus einer defekten Kloschüssel wochenlang braune Kloake in die Matratzen auf dem Boden. Das führte zu Streit, »wer in der Scheiße liegen muss und wer oben liegen darf«, erinnert sich Salinia Stroux, eine deutsch-griechische Ethnologin, die mit der Anwältin Demeli die Flüchtlinge auf Lesbos

betreut. Selbst Ärzte durften die Zellen nicht betreten, ihre Untersuchungen beschränkten sich auf Blickdiagnosen durch das Lagergitter.

Als die Zustände in Pagani unerträglich wurden, traten mehrere Häftlinge in einen Hungerstreik. Salinia Stroux und anderen Helfern gelang es, eine Videokamera ins Lager zu schmuggeln. Insassen filmten damit das Gefängnis. Das Video, das mittlerweile im Internet auf YouTube zu sehen ist, zeigt unter anderem einen 13-jährigen Jungen, der bewegungslos in seinem Bett liegt. »Er ist krank! Er spricht nicht mehr!«, ruft ein anderes Kind aufgeregt in die Kamera. Ein weiterer Junge fleht: »Das ist das schlimmste Gefängnis der Welt. Bitte helft uns!«

Wenig später besuchte eine Abordnung des Flüchtlingshilfswerks der Vereinten Nationen das Lager Pagani. »Die Bedingungen in der Einrichtung sind schockierend«, erklärte die Delegation anschließend, vor allem die Situation der Minderjährigen sei »inakzeptabel«. Schon ein Jahr zuvor hatte das Flüchtlingshilfswerk der griechischen Regierung »Empfehlungen« zur Überarbeitung des Asylsystems gegeben, vor allem der »Schutz Asyl suchender Kinder« müsse dringend verbessert werden.

Nichts davon wurde umgesetzt, im Gegenteil, Griechenland verschärfte noch einmal seine Einwanderungsgesetze, die zweite von drei Instanzen für Asylanträge wurde ersatzlos abgeschafft. Außerdem hat die Regierung die Dauer einer zulässigen Inhaftierung von drei auf sechs Monate verlängert, nicht nur für Erwachsene, sondern auch für Kinder – entgegen dem Appell des UNHCR.

Die Kinder saßen weiter in den Zellen. Weiter wehte der Wind durch die ungeschützte Halle. Und weiter führte die Anwältin Demeli Hilfsgespräche – wenn auch in einem kleinen Raum im ersten Stock, den die Polizei ihr nun zur Verfügung stellt. Dort stellen die Kinder weiter ihre Fragen. Warum sind wir hier? Wo sollen wir hin? Was ist aus dem Dorf meiner Eltern geworden, mitten im Kriegsgebiet? Haben Sie meine kleine Schwester gesehen? Und Toulina Demeli weiß keine Antworten.

Im Winter, nach stürmischen Tagen, sind die Strände von Lesbos übersät mit Schwimmwesten, Plastikflaschen und verlassenen Schlauchbooten. Bei der Hafenzentrale in Mitilini stapeln sich Außenbordmotoren, daneben Schlauchboote und kleine Ruderboote. Im Hafen dümpeln die schnittigen Schiffe der Küstenwache, grau-

weiß getarnt; moderne italienische Schnellboote vom Typ Lambro 57 III, die mit ihren 3000 PS starken Motoren bis zu 100 Stundenkilometer erreichen. Martialisch wie Kriegsschiffe sehen sie aus, mit Radar- und Flutlichtanlagen auf dem Dach und einer Lafette auf dem Bug, auf die ein Maschinengewehr aufgesetzt werden kann. Nacht für Nacht stechen sie in See, um Bootsflüchtlinge abzufangen. Kinder wie Milad, denen sie ein Loch ins Boot stechen. Kinder, deren Namen man nicht kennt, weil sie es nicht geschafft haben. Und von denen man nie erfahren wird. Denn das Meer ist ein stummer Zeuge.

Als hätten sie Einsatzbefehle wie zu Kriegszeiten, löschen die Boote beim Verlassen des Hafens ihre Positionslichter. Und wie im Krieg scheinen sich die Küstenwachenoffiziere auch zu fühlen. In einem Gespräch mit der Stiftung Pro Asyl, die eine Dokumentation über den Umgang Griechenlands mit den Kinderflüchtlingen veröffentlicht hat, sagte der bis vor Kurzem amtierende Chef der Küstenwache von Lesbos, Apostolos Mikromastoras, er betrachte afghanische Flüchtlinge allesamt als Feinde, auch die Kinder: »Das sind alles Krieger!« Sie seien jung und »sehr gut trainiert«. Für ihn seien das keine Schutzbedürftigen, sondern Angreifer, in Marsch gesetzt mit dem Ziel, »in Europa zuzuschlagen«. Er glaube fest daran, sagte der Küstenwachenchef, »dass es sich hier um eine islamische Invasion handelt«.

Die Küstenwache von Lesbos hat ihren Sitz in einem weißen Haus am Hafen von Mitilini. Die Räume wirken heruntergekommen. Uniformierte Männer und Frauen laufen türensclagend von Zimmer zu Zimmer. Ganz am Ende des Gangs sitzt der neue Chef, Antonis Sofiadelis, ein großer, kräftiger Mann um die vierzig. Hält auch er die jungen afghanischen Flüchtlinge allesamt für islamische Krieger? »Darauf möchte ich nicht antworten«, sagt er knapp. »Es ist nicht meine Aufgabe, über das Asylsystem zu sprechen.«

Die Stiftung Pro Asyl behauptet in ihrer Dokumentation, die Küstenwache versuche, jedes Flüchtlingsboot in türkisches Gewässer zurückzubugsieren, egal wie und mit welchem Ergebnis, auch solche mit Kindern. Dabei komme es immer wieder zu gefährlichen Konfrontationen mit der türkischen Küstenwache, die versuche, die Boote wieder in griechisches Seegebiet zu drängen. Auch hätten die Griechen Kinder

auf dry islands ausgesetzt, Inseln ohne Wasser und Nahrung. In der Dokumentation wird die Schilderung eines 16-Jährigen wiedergegeben: Seine Flüchtlingsgruppe sei von der Küstenwache aufgegriffen und verprügelt worden, anschließend hätten die Griechen die Flüchtlinge auf einer unbewohnten Insel ausgesetzt. Nach drei Tagen seien sie von der türkischen Küstenwache gerettet worden.

Eine Gruppe von Kindern als Spielball der Mächte, zerrieben zwischen unterschiedlichen Interessen. Kann es sein, dass die Griechen sich mit ihren schnellen Schiffen unbeobachtet jene Probleme vom Hals schaffen wollen, die Länder wie Deutschland ihnen aufgebürdet haben?

»Die Vorwürfe treffen nicht zu«, sagt Küstenwachenchef Sofiadelis, ein Frontsoldat in diesem Krieg der Welten, in dem es immer auch um Bilder und um Worte geht. Seine Beamten brächten Flüchtlinge nicht in Gefahr, sondern in Sicherheit. Er öffnet den Laptop und spielt ein Video ab. Es zeigt eine Rettungsaktion der Küstenwache. Ein überbesetztes Flüchtlingsboot schaukelt in stürmischer See. Einige Insassen klettern Schutz suchend auf einen schmalen Felsen. Am Bildrand sieht man den Bug eines Küstenwachbootes. Man hört Stimmen, die den Flüchtlingen etwas zurufen. »30 Flüchtlinge hatten sich auf diesen kleinen Felsen gerettet«, sagt Sofiadelis. »Zwei Stunden später wäre der Felsen überflutet gewesen. Wir haben sie gerettet.«

»Natürlich«, sagt Sofiadelis dann, »wenn das jeden Tag geschieht, sinkt die Moral ein bisschen.« Seine Beamten kämen kaum noch dazu, all die anderen Aufgaben zu erfüllen. Fähren kontrollieren, Umweltdelikte aufklären. Seine Leute seien vom nicht abreißenden Strom der Flüchtlinge »erschöpft und müde«.

Antonis Sofiadelis und seine Beamten sind Vollstrecker einer Verordnung aus Brüssel, und es fällt dem Chef der Küstenwache schwer, zu verschweigen, dass er sich hier auf Lesbos von Europa allein gelassen fühlt. Mit einer Aufgabe und mit Vorwürfen. Laut UNHCR wurden 2008 allein auf Lesbos 13.252 Flüchtlinge aufgegriffen – mehr als doppelt so viele wie im Jahr zuvor. Mehr als 3600 davon waren Kinder. Seit Italien und Spanien dank bilateraler Abkommen mit den nordafrikanischen Küstenstaaten ihre Seegrenzen für Flüchtlinge aus Afrika nahezu

unerreichbar gemacht haben, nehmen auch diese Flüchtlinge nun den Weg über die Türkei.

Taqi, 16, will nichts mehr essen, Farhat, 17, hat graue Haare

Wer es schafft, dem Gitterkäfig von Pagani zu entkommen, hat nach gültigem Gesetz keine andere Wahl, als sich zu verstecken, sich nach Athen durchzuschlagen und dort zu verschwinden. Unsichtbar zu werden auf dem Festland.

Wem dies nicht gelingt, der findet Zuflucht hoch oben in den Bergen von Lesbos – und die Frage ist, ob es Glück ist oder Unglück, hier zu landen. In der Mitte der Insel, 40 Kilometer von Mitilini entfernt, oberhalb des Bergdorfs Agiassos, liegt sehr abgelegen die Villa »Azadi«. Das Wort stammt aus dem Farsi und bedeutet: Haus der Freiheit.

Das Haus nennt sich jedoch nur Villa, tatsächlich ist es ein nüchternes, mehrgeschossiges Gebäude, mitten im Wald. In den dreißiger Jahren diente es als Sanatorium für Tuberkulosekranke. Ein griechischer Zauberberg, mit dem Unterschied, dass hier Kinder leben.

Die Villa Azadi ist Griechenlands erste Unterkunft für minderjährige Flüchtlinge, gegründet nicht zuletzt aufgrund der zunehmenden Kritik an der griechischen Asylpolitik. Sie wird betrieben von einer NGO und erhält Geld vom Staat, doch ihr Bestand ist nirgendwo geregelt, von heute auf morgen kann sie wieder geschlossen werden. Rund 100 junge Afghanen zwischen 14 und 18 Jahren leben hier. Manche, weil sie kein Geld haben, um weiterzuziehen. Die meisten, weil ihnen jegliche Kraft fehlt.

Da ist Mustafa, 17, der nicht mehr spricht.

Da ist Qabir, 15, der nachts, im Schlaf, schreiend um sich schlägt.

Da ist Jamil, 17, dessen Schwester entführt wurde; seine Eltern haben nicht das Geld, sie freizukaufen. Jede zweite Nacht schreit er, weil er starke Herzschmerzen hat.

Da ist Yaqub, 15, der mit ansah, wie ein Onkel seine Eltern tötete, für ein Stück Land. Er hat jetzt öfter Atemnot.

Da ist Taqi, 16, dessen Freund auf der Flucht von Schleppern vergewaltigt wurde und der seit Tagen nichts mehr essen will.

Da ist Farhat, 17, mit den grauen Haaren, der sich nachts mit Rasierklingen die Arme aufschneidet.

Und da ist Said, 16, der sich kürzlich auf eine Straße legte und darauf wartete, dass ihn ein Auto überfährt.

Die Kinder schlafen in metallenen Krankenhausbetten, in Vierbettzimmern, deren Lazarett-Ambiente sie mit den letzten persönlichen Gegenständen mildern, die ihnen geblieben sind. Abgegriffene Fotos von Verwandten, geschundene Stofftiere.

Noyan, der sein Alter mit 17 angibt und humpelt, sagt, seine Familie sei seit Jahren auf der Flucht. Und er habe sie verloren. Er stamme aus Razni westlich von Kabul. 2004 seien sein älterer Bruder und sein Vater bei einer Bombenexplosion ums Leben gekommen. 2006 habe er mit seiner Mutter entschieden, dass er versuchen solle, nach Europa zu gelangen, in ein besseres Leben. Er habe zunächst ein Jahr in Iran gearbeitet, auf einem Feld, um Geld für die Flucht zu verdienen. Anfang 2009 sei er aufgebrochen.

Noyan erzählt sprunghaft, sein Gesicht ist ständig in Bewegung. In einem Augenblick lacht er ein breites Lachen, das kräftige Zähne entblößt, im nächsten Moment ist sein Gesicht verschlossen, der Blick leer.

Von der Route, von den Mittelsmännern, für die sich die Polizisten auf Lesbos so brennend interessieren, erzählt Noyan nur wenig Konkretes. Aus Angst vor Verrat – Beamte der in Warschau ansässigen EU-Grenzschutzagentur Frontex versuchen Flüchtlinge auszuhorchen, geben sich dabei auch als Journalisten oder Menschenrechtler aus. Aber Noyan könnte seinen Weg selbst kaum nachvollziehen. Eine Flucht ist immer ein Vor und Zurück, ein Warten und Loslaufen. Sie wird in Etappen organisiert, erfolgt meist in Lieferwagen, von Versteck zu Versteck, von Grenze zu Grenze, von Afghanistan über Iran, das kurdische Grenzgebiet bis in die Türkei. Die Schlepper sind meistens Kurden, Jugendliche wie Noyan sind ihnen vollends ausgeliefert, in jeder Hinsicht.

Es ist auch Scham, die sie nicht reden lässt.

Einmal, sagt Noyan, hätten Polizisten ihn erwischt und sein Knie zertrümmert. Deshalb das steife Bein. Deshalb die Villa Azadi. Dieser Ort der geretteten Gescheiterten und gescheiterten Geretteten.

Manchmal, erzählen die Kinder, die auf den Betten der Villa Azadi sitzen, würden sie im Dorf Agiassos von den alten Männern angeraunt. Der Kurs für Sex mit einem Unerwünschten steht derzeit bei 25 Euro.

Immer wieder bringt die Ethnologin Salinia Stroux die Jungen aus der Villa nach Mitilini hinab, zum Fährhafen, wo Schiffe Richtung Festland ablegen. Niemand hält die Jugendlichen in der Villa zurück; wenn sie gehen wollen, können sie gehen. Wer 18 wird, muss die Villa ohnehin verlassen. Salinia Stroux weiß, dass sie die meisten in den Straßen von Lesbos wiedersehen wird.

Und die, die sie nicht wiedersieht, haben nicht unbedingt Glück gehabt.

Damals, 2003, am ovalen Tisch im Brüsseler Ministerrat, da lag noch ein anderer Vorschlag für Dublin II auf dem Tisch. Es ging darin um Flüchtlingsquoten für Drittstaaten. Quoten, die den Ansturm verteilt hätten. Quoten, die Inseln wie Lesbos, Außenposten Europas, nicht mit dem Problem allein gelassen hätten. Aber Deutschland, gut abgeschirmt mitten in Europa, stimmte so vehement gegen den Vorschlag, bis er vom Tisch war. Seit 2003 gehen die Flüchtlingszahlen in Deutschland rapide zurück.

Einen Tag dauert die Überfahrt von Lesbos nach Piräus, in den Hafen von Athen. Manchmal wartet dort Karl Kopp, der Europareferent von Pro Asyl. Ständig pendelt er zwischen Athen, Lesbos im Osten und Patras im Westen, um Essen oder Unterkünfte für die Kinder zu organisieren.

Flüchtlingshilfe in Griechenland ist alles andere als staatlich.

»Sie steigen aus ohne einen Cent, ohne etwas zu trinken oder zu essen, und wissen nicht, wohin«, sagt Kopp. Griechenland hat kein funktionierendes Asylsystem, keine Unterkünfte, keine medizinische Versorgung. Aus der Haft werden die

Flüchtlinge ohne Geld in die Obdachlosigkeit entlassen. Der Außenposten der EU gibt sich entschlossen grimmig.

Mit etwas Glück findet Kopp einen Schlafplatz für die Asylsuchenden in einem der sogenannten Afghani-Hotels rund um den Attikiplatz im Zentrum von Athen. Hier sammeln sich Flüchtlinge aus dem ganzen Land, von Tag zu Tag werden es mehr. In den Abbruchhäusern des Viertels schlafen die Kinder in Schichten, immer vier Stunden, weil der Platz sonst nicht reicht.

Wer kein Bett findet, schläft draußen auf einer Parkbank. Tagsüber, nicht nachts, dann ist es zu gefährlich. Bürgerwehren machen Jagd. Im Dunkeln sind die Kinder ständig in Bewegung. Und sie nehmen jeden Job an, um Geld für einen neuen Schlepper zu verdienen. Rund um den Attikiplatz wächst der Minderjährigenstrich. »Alle Arten menschlicher Ausbeutung«, sagt Karl Kopp, erlebten die afghanischen Kinder auf ihrer Flucht – einer Flucht ohne Ankunft und Ausweg.

In Athen werden die Freier immer brutaler.

In Lesbos warten schreckliche Erinnerungen.

Und in Patras, wo die Fähren nach Italien übersetzen, in eine Welt, die Flüchtlinge dem Vernehmen nach besser behandelt als Griechenland, ist nun auch die Jagdsaison eröffnet.

Seit die Polizei im vergangenen Sommer ein Flüchtlingscamp in Hafennähe niederriss, einen Slum mit 1500 Menschen, hausen die Afghanen in den Wäldern nördlich der Stadt und die Afrikaner auf dem Güterbahnhof im Süden, unter ausrangierten Waggons.

Ein meterhoher Metallzaun sichert das Hafengelände. Die Rampe hinauf zu den Fähren, das Tor in den Westen, zum Wohlstand. Immer wieder versuchen Kinder, sich unter die Fahrgestelle von Lastwagen zu hängen. Jungen wie der 16-jährige Hassan aus Masar-i-Scharif. Dieser Hafen, diese Rampe, sie sollten das Ende seiner endlosen Flucht sein, die vor einem Jahr in einem Marmorsteinbruch in Iran begann, wohin seine Familie einige Jahre zuvor geflohen war. Im Südosten der Türkei hielten Kurden ihn und andere Kinder gefangen, um von ihren Eltern Lösegeld zu erpressen. Wenn

für jemanden nicht gezahlt wurde, schnitten sie ihm Nase und Ohren ab. Auf der Überfahrt nach Lesbos, im Schlauchboot, zerbrach Hassan das einzige Paddel, er ruderte mit seinen Schuhen weiter. Auf der Insel erwischte ihn die Polizei und steckte ihn in den Kinderknast von Pagani.

Dann, in Patras, wollte Hassan gerade hinten in den Laderaum eines der vielen wartenden Lastwagen klettern, sich zwischen all den Paketen verstecken, da gab der Fahrer des nachfolgenden Lasters Gas und klemmte den Jungen ein. Hassan erlitt eine Lungenquetschung, zwei Monate lag er im Koma im Krankenhaus in Patras. Jetzt ist er wieder auf Lesbos, in der Villa Azadi.

Und in Athen, im siebten Stock eines weithin sichtbaren Hochhauses, hebt Spyros Vougias, der neue Vizeminister des zuständigen »Ministeriums zum Schutz der Bürger«, mit großer Unschuldsgeste die Hände. Sehr entrückt blickt man von hier oben auf die weiße Stadt. Zwar sind es nur wenige Metrominuten bis zum Attikiplatz, wo sich Nacht für Nacht die minderjährigen Afghanen verkaufen, doch durch die Fenster des Ministers ist das da draußen kaum mehr als eine Fototapete.

Als die Sozialisten bei der Parlamentswahl im Oktober 2009 die Konservativen ablösten, versprachen sie, dass sie eine andere Flüchtlingspolitik machen wollten als die Vorgängerregierung. Der neue Vizeminister Vougias reiste ins Lager Pagani und sagte in einem Interview mit dem griechischen Fernsehen: »Ich bitte um Vergebung für den Mangel an Humanität in diesem Lagerhaus der Seelen, gegen das Dantes Inferno verblasst.« Er versprach die rasche Schließung und kündigte den Bau neuer »humaner« und »würdevoller« Einrichtungen an. Ja, und eine Umkehr in der griechischen Asylpolitik.

Inzwischen ist das berüchtigte Lager, nach kurzer Pause, wieder in Betrieb. Nun sind es Afrikaner, die hier eingesperrt werden. Die Anwältin Demeli sucht wieder tröstende Worte. Der Küstenwachenchef Sofiadelis schickt wieder seine Schiffe los. Der Dolmetscher Nayem begräbt wieder ertrunkene Kinder. Der einstige deutsche Innenminister erinnert sich nicht mehr an den Tag, an dem er für Dublin II stimmte. Und in Athen mag Vizeminister Vougias nicht mehr von einer neuen Asylpolitik Griechenlands sprechen. Eine neue Asylpolitik, das hieße ja: Unterkünfte bauen, ein

Versorgungssystem errichten, Personal einstellen. Griechenland hat derzeit andere Probleme, ihm droht der Staatsbankrott.

Eigentlich wäre das ein Grund zu fliehen.

*Die Namen der Jugendlichen wurden geändert

Ab in die Grube

Stuttgarts Hauptbahnhof soll für Milliarden Euro unter die Erde. Politiker jubeln. Bürger toben. Nun zeigt eine Studie, wie recht sie haben mit ihrem Protest. Eine Geschichte darüber, wie Politikverdruss entsteht

Arno Luik, stern, 08.07.2010

Sind Sie auch wirklich der, der Sie vorgeben zu sein?" Es war schwierig, die Person, die ihren Namen nicht nennen will, zu treffen.

Sie will den Personalausweis sehen, sie sagt: "Entschuldigung, das ist kein Spaß für mich, meine Existenz steht auf dem Spiel." Und dann überreicht sie eine schwarze Kladde - darin ein Gutachten zu Stuttgart 21. In Auftrag gegeben vom Land Baden-Württemberg, kassiert und unter Verschluss gehalten vom Innenministerium, weil das Gutachten sagt:

Das ist Unsinn, was ihr da macht.

Stuttgart 21 - hinter dieser Chiffre steckt ein gigantisches Projekt:

Der Hauptbahnhof soll teilweise abgerissen, unter die Erde gelegt, um 90 Grad gedreht werden, aus dem Kopfbahnhof wird ein Durchgangsbahnhof.

Richtung Ulm soll eine neue Trasse gebaut werden - mit einem zweiröhrigen Tunnelsystem von jeweils 30 Kilometern Länge, dazu noch ein mehr als neun Kilometer langer Tunnel vom Hauptbahnhof zum Flughafen.

Stuttgart 21: Es ist eines der teuersten Bahnprojekte aller Zeiten in Deutschland. Es geht um acht, zehn, zwölf Milliarden Euro. Und es geht um wenige Minuten. Aber es geht auch um die Frage, ob ein paar Menschen im Gegensatz zu einer großen Mehrheit wissen, was richtig ist; es geht um ein Projekt, um das seit Jahren erbittert gestritten wird, es geht um die Frage: Wem gehört die Stadt?

Die Befürworter des Projekts versprechen Großes: eine neue Stadt inmitten der alten Stadt. Sie versprechen: Zukunft. Arbeitsplätze.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Investitionen. Parks. Mehr Wohnraum. Sie versprechen: Der Verkehr wird schneller. Stuttgart wird angeschlossen an die Magistrale Paris-Bratislava. Stuttgart werde das "neue Herz Europas".

Vor zwei Jahren gab das Land Baden-Württemberg, vertreten durch die Nahverkehrsgesellschaft Baden-Württemberg, beim Zürcher Büro SMA die Studie in Auftrag.

Sie sollte die Fahrplankonsequenzen und -möglichkeiten von S 21 errechnen. Das fast 60-seitige Dossier, das dem Stern vorliegt, kennen nur zwei Dutzend Experten in Deutschland.

Die Firma SMA ist in Europa führend in Sachen Planung von Eisenbahnverkehr. Sie hat die "integralen Taktfahrpläne" entwickelt, die die Schweiz zum internationalen Vorbild für Eisenbahner machte. Sie arbeitet viel für die Deutsche Bahn, sie ist eine der wenigen Firmen weltweit, die das Know-how haben, die überaus komplexen Strukturen eines Fahrbetriebes exakt zu analysieren.

Das Fazit der S-21-Studie: In einem bislang störungsfreien Verkehrssystem werden "Engpässe" entstehen. "Konflikte zwischen Hauptbahnhof und Flughafen mit dem Regionalverkehr" werden festgestellt, das alles sei "nicht kompatibel mit den angenommenen Fernverkehrszügen in Stuttgart". "Fahrzeitverlängerungen" beklagen die Gutachter, ICEs werden hinter S-Bahnen herzuckeln. Die Zürcher prognostizieren "Infrastrukturengpässe" am "Abzweig Neckartal", wo künftig die ICEs mit Regionalzügen kreuzen und abbremsen müssen.

Seitenweise geht das so mit der Kritik, und so kommen die Zürcher zu diesen Ergebnissen: "Hohes Stabilitätsrisiko", "knapp dimensionierte Infrastruktur", "Gestaltung des Fahrplans nur in sehr geringem Maße möglich". Fast verzweifelt fragen sie ihren Auftraggeber:

"Letztes Wort bezüglich Infrastruktur-Dimensionierung gesprochen?"

Letztes Wort bezüglich Konzeption S-Bahn gesprochen?" Im Klartext: S 21 schafft statt eines "neuen Herzens mitten in Europa" einen Herzinfarkt.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Natürlich, es gibt auch eine andere Sicht auf S 21, etwa von Professor Ullrich Martin. Der Leiter des Verkehrswissenschaftlichen Instituts der Universität Stuttgart hat auch Studien zu S 21 gemacht.

Er ist Nachfolger von Gerhard Heimerl, jenes Professors, der S 21 mit erfand. Schon vor ein paar Jahren behauptete Martin in einer Zeitungsanzeige, wenn S 21 nicht komme, "verlieren die Menschen in Baden-Württemberg den Anschluss".

Auf der Anzeige standen die Logos der Bahn, der Stadt Stuttgart, des Landes. Auch heute verteidigt der Wissenschaftler S 21, "es bringt Verbesserungen".

Tatsächlich? Der neue Bahnhof hat nur acht Gleise, der alte Bahnhof hat 17 Gleise und neun Bahnsteige, der neue nur vier. Im alten Bahnhof können für die Reisenden gleichzeitig acht Anschlusszüge warten, die alle bequem und, wichtig in einer alternden Gesellschaft, ebenerdig erreichbar sind.

Der alte Hauptbahnhof ist einer der besten Großbahnhöfe in Deutschland. Eisenbahnexperten halten ihn für eine geniale Konstruktion, er ermöglicht das kreuzungsfreie Fahren in drei Etagen.

Warum also S 21? Das hat mit einer "Maultaschen-Connection" zu tun. Und mit Zufällen.

Aber der Reihe nach: S 21 ist eine Idee des vorigen Jahrhunderts.

Ein veraltetes Projekt, technisch und ökologisch überholt. In den späten 80er Jahren wurde es modern, an den Kopfbahnhöfen der Republik herumzumäkeln:

Unpraktisch seien sie, man verschwende viel Zeit beim Rein- und Rausfahren der Züge. Wendezüge, die ohne Zeitverlust vor- und rückwärts fahren können, gab es damals noch kaum.

Und so entstanden in Frankfurt, München, Stuttgart und in 22 anderen deutschen Städten Überlegungen, die Bahnhöfe in der Erde zu versenken. Die Verheißung war überall gleich: Man würde schneller werden, überdies ließe sich auf den alten Gleisanlagen neue Stadtzentren errichten, und in allen Städten nannte man diese Projekte "21".

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

S 21 ist eine Idee für den Städtebau.

Eine Idee für Investoren.

In München, Frankfurt und in all den anderen Städten verschwanden die Entwürfe aber schon bald wieder in den Schubladen - zu gigantomanisch.

Anders in Stuttgart. In den 90er Jahren war die Verkehrspolitik fest in schwäbischer Hand, im Politikbetrieb als "Maultaschen- Connection" bekannt: Der Ludwigsburger Matthias Wissmann war Verkehrsminister, der Stuttgarter Heinz Dürr Chef der Bahn.

Sie verbissen sich in S 21, und als die Pläne für S 21 im April 1994 vorgestellt wurden, jubilierten sie, von "einer Art zweiten Stadtgründung" träumte die "Stuttgarter Zeitung". Den Bürgern verkaufte man das Projekt so: "s kosched nix!" Mit dem Verkauf von Immobilien auf dem frei werdenden Gelände wollte die Stadt S 21 finanzieren.

Der Plan ging nicht auf.

1999 erklärte der damalige Bahnchef Johannes Ludewig S 21 für erledigt. Doch im Stuttgarter Rathaus und im Landtag hielten sie an dem Plan fest. Aber Berlin blieb widerspenstig.

Und nun der Zufall: Ministerpräsident Günther Oettinger hielt im April 2007 die Trauerrede auf Hans-Georg Filbinger und lobte den verstorbenen Nazirichter als einen Widerstandskämpfer. Ein Eklat. Um politisch überleben zu können, brauchte er rasch gute Nachrichten, und so trieb der angezählte Ministerpräsident das Projekt S 21 nun besonders energisch voran, wissend, dass Stuttgarts Medien von dem Vorhaben noch immer begeistert waren. Um den Bund zu verführen, spendierte Oettinger 950 Millionen Euro für das Projekt. Ein fragwürdiges Geschenk aus der Landeskasse.

Denn nach dem Gesetz zahlt für Bahn-Neubauten der Bund.

Oettinger ist inzwischen EUKommissar in Brüssel, aber sein Vermächtnis ist da. Ein Erbe, über das sich täglich Hunderttausende aufregen werden, was sich am Prunkstück des Projekts, dem Tiefbahnhof, zeigt: Das Gefälle auf den Bahnsteigen beträgt 1,5 Prozent - sechsmal so viel wie erlaubt. Das Gefälle ist so groß, dass es,

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

bezogen auf die Bahnsteiglänge, 6,3 Meter Höhe ausmacht, das entspricht einem zweigeschossigen Haus.

Damit Kinderwagen und Rollkoffer nicht weg- oder ins Gleisbett rollen, müssen die Bahnsteige nach innen gekippt und geriffelt werden, was für Lärm sorgt und Behinderten Mühen bereitet. ? Der Abstand von den Rolltreppen zu den Sicherheitsstreifen beträgt nur 100 Zentimeter - das gesetzliche Minimum. Es wird zwangsläufig und ständig zu Staus und Drängeleien kommen. ? Was Zugfahren modern und vor allem attraktiv machen könnte, dass Züge regelmäßig zur gleichen Minute ankommen und abfahren, optimale Anschlüsse haben ("integraler Taktfahrplan"), wird fast unmöglich. ? Bei Störungen im S-Bahn-Verkehr, die täglich passieren, können heute die Züge problemlos den alten Bahnhof benutzen. In Zukunft ist das nicht mehr möglich.

Staus, Verspätungen werden der Normalfall. Jede kleine lokale Störung wird schwerwiegende Auswirkungen auf das Gesamtsystem haben. Auf die Magistrale Paris-Stuttgart-Bratislava.

Milliarden fließen in S 21 - Geld, das anderswo fehlen wird, etwa beim Ausbau der ungleich wichtigeren Rheinstalstrecke zwischen Karlsruhe und Basel. Warum schweigen die nicht-badenwürttembergischen Ministerpräsidenten?

Sie müssten sich gegen S 21 wehren, denn wie ein Kannibale frisst das Stuttgarter Projekt für mindestens zehn Jahre das Geld für andere Vorhaben auf.

Warum steckt die Bundesregierung in diesen Zeiten Milliarden in ein Projekt, das nicht nur in der Bevölkerung heftig umstritten ist, sondern vor dem so viele Bahnexperten warnen? Warum überhaupt Geld für die Neubaustrecke von Stuttgart nach Ulm, die im deutschen Bahnverkehr überflüssig ist? Die überdies so konstruiert wird, dass sie zu steil für die üblichen Güterzüge ist. Selbst ICEs können darauf ihre Geschwindigkeit nicht ausspielen.

Es sagt der stellvertretende Vorsitzende des Verkehrsausschusses im Bundestag, Volkmar Vogel, CDU: "Wir unterstützen eine moderne Anbindung des Hauptbahnhofs.

Ein Nadelöhr wird nun endlich beseitigt." Es sagt der Vorsitzende des Bundestags-Verkehrsausschusses, der Grüne Winfried Hermann, der sich seit 1993 mit dem Projekt auseinandersetzt:

"Mit Milliardenaufwand wird unten ein Engpass geschaffen, oben ein perfekt funktionierendes System zerschlagen, dazu noch eine aberwitzige Trasse:

Ein Schwabenstreich, für den ich mich als Schwabe schäme." Kostet diese Trasse zwei Milliarden Euro, wie die Bahn vor ein paar Jahren sagte? Und es der Bundesverkehrsminister, wie eine stern-Nachfrage ergab, auch heute noch glaubt? Oder mindestens fünf bis sechs Milliarden, wie unabhängige Experten fürchten?

Wirtschaftlich amortisieren wird sich die Trasse nicht. Denn sie wird extrem teuer: wegen der langen Tunnel, die durch porösen, feuchten Karst der Schwäbischen Alb führen, durch wassergefüllte Höhlen. Experten sagen, das gehe an die Grenzen des technisch Machbaren. Und wofür?

Wenn für die Befürworter von S 21 alles optimal läuft, also auch mit der Trasse über die Schwäbische Alb alles klappt, dann wird man in 10, 20, vielleicht auch erst in 30 Jahren in knapp zwei Stunden von Stuttgart nach München fahren können, 26 Minuten schneller sein als heute.

Aber nur 18 Minuten schneller als 1995 - damals, als noch nicht für den geplanten Börsengang gespart wurde, waren Gleise und Züge besser in Schuss.

Warum machen die das? Ein warmer Sommertag, in der Eingangshalle des Stuttgarter Rathauses steht ein grauer, hagerer Mann. Er will S 21 - darin liege die Zukunft der Stadt, des Landes, und deshalb wippt Oberbürgermeister Wolfgang Schuster (CDU) jetzt immer wieder mit den Knien.

Denn er steht auf einem riesigen Foto von Stuttgart, der Blick geht vom Bahnhof auf die große Gleisanlage, es ist ein Wackelbild, und wenn man in die Knie geht, kippt das Foto, man sieht plötzlich die Zukunft der Stadt, so wie Schuster sie haben möchte: Der alte Bahnhof, der viele Jahrzehnte lang das Wahrzeichen der Stadt war, ist nur noch ein Torso. Die Gleisanlagen sind verschwunden.

Man sieht frisches Grün, alles ist sauber, an manchen Stellen stehen klobige Gebäudekomplexe, Glas, Beton, "aber das", beeilt sich der OB zu sagen, "sind nur Modelle. Das wird schöner".

Wenn man den Bürgermeister über seiner Stadt so wippen sieht, wird klar: Er freut sich, dass er Spuren legen kann, die keiner verwischt. Für 465 Millionen Euro hat die Stadt das Gleisgelände der Bahn abgekauft, 17 000 neue Arbeitsplätze sollen entstehen, 11 000 Wohnungen.

Aber: Überall in seiner Stadt stehen Büroräume leer, es gibt Brachflächen.

Stuttgart ist eine konservative Stadt. Aber in diesem Sommer gehen nun Worte um, die die Behörden nervös machen: Wyhl, Wackersdorf, Brokdorf, Startbahn West. Montag für Montag, seit November, demonstrieren Tausende Bürger gegen S 21, wütend darüber, dass man ihr Bürgerbegehren vor ein paar Jahren mit Winkelzügen verhinderte, wütend darüber, dass 18 denkmalgeschützte Objekte, darunter der Bahnhof, ganz oder zum Teil zerstört werden, wütend über 10, 15 Jahre Baustelle mitten in der Stadt, wütend über die 2400 Lastwagen, die im 30-Sekunden-Takt den Aushub wegkarren werden.

Im Frühjahr 2011 sind Landtagswahlen, und CDU und SPD haben Angst. Bei den letzten Gemeinderatswahlen in Stuttgart liefen ihnen, weil diese Parteien S 21 haben wollen, in Scharen die Wähler davon. Nun wollen sie und die Bahn AG Fakten schaffen, die unumkehrbar sind: Die Bauarbeiten haben begonnen, obwohl für wichtige Bauabschnitte noch Planfeststellungen ausstehen, also rechtlich noch nicht gesichert ist, ob S 21 gebaut werden darf.

Martin Vieregg ist auch an Fakten interessiert. Deshalb haben ihn die Bahngegner beauftragt, das Projekt durchzuprüfen. Vieregg ist Co-Chef der Vieregg-Rössler GmbH, eines Büros, das Kommunen, Verbände, Parteien in Sachen Verkehr berät, das die Wirtschaftlichkeit von Infrastrukturen und Betrieb des Schienenverkehrs berechnet.

Seit 20 Jahren hat Vieregg es mit Projekten der Bahn zu tun, seine Erkenntnis: "Es wird fast immer das Falsche gebaut." S 21 sei dafür ein Paradebeispiel.

Er hat also 2008 das Projekt untersucht, vor allem die Kosten.

Seine Studie zeigt, wie lässig die Verantwortlichen mit einem Megaprojekt umgehen. Ein Beispiel:

Zum ersten Mal wurde S 21 1994 vorgestellt, 4,8 Milliarden D-Mark sollte das Projekt damals kosten. 2007, als wieder über S 21 geredet wurde, sollten es 2,8 Milliarden Euro sein, also kaum mehr als 13 Jahre zuvor. Unlängst ließ Bahnchef Rüdiger Grube das Projekt nochmals berechnen, und er kam auf 4,9 Milliarden Euro - weit über der offiziellen Schmerzgrenze von 4,5 Milliarden. Und so wurde im Berliner Bahntower nochmals kalkuliert - jetzt soll S 21 4,1 Milliarden Euro kosten.

Vieregg hingegen geht davon aus, dass S 21 noch teurer wird. Er spricht von - zurzeit - mindestens 6,3 Milliarden Euro. Dazu soll noch die Neubaustrecke nach Ulm kommen, was zu Gesamtkosten von zehn bis zwölf Milliarden Euro führen würde, mindestens.

Ob die Strecke nach Ulm überhaupt kommt, ist allerdings ungewiss. Es gibt viele Einsprüche von Kommunen, fünf von sieben Planfeststellungen sind noch nicht abgeschlossen.

Es kann also durchaus sein, dass in Stuttgart vier bis sieben Milliarden Euro für S 21 verbaut werden - und das Ganze nach ein paar Kilometern in Wendlingen endet. Wendlingen.

Und Bahnchef Rüdiger Grube?

Der ist stolz, er will unbedingt das Neue, und aus seiner Sicht hat er Recht: Stuttgart hat von seinem Konzern das Gleisgelände gekauft, ein Betrag, der 2009 weit über ein Drittel des Konzerngewinns ausmachte. Sehr viel Geld also, das er bei einem Scheitern von S 21 zurückzahlen müsste.

Die Zürcher SMA-Studie kennt der Bahnchef nicht, er meint dazu nur, dass er großes Vertrauen in seine Fahrplangestalter habe, das seien "absolute Experten", S 21 werde der "modernste Bahnhof Deutschlands, ja sogar Europas!" Glauben Sie das wirklich?

"Ja! Das trifft zu! Stuttgart wird an das transeuropäische Netz angeschlossen.

Die Stadt kommt aus ihrem Verkehrsschatten heraus.

Die Reisezeiten werden wesentlich kürzer. Auf den Gleisanlagen gewinnt Stuttgart Platz für Parks, Apartments, Büros. 100 Fußballfelder, die man neu gestalten kann. Die Stadt wird attraktiver." Stört es Sie, dass so viele in Stuttgart das anders sehen?

"Mir tut das einfach leid. S 21 ist ein einmaliges Geschenk an die Stadt. Wir bezahlen, der Bund gibt Geld, die Stadt, die Region geben Geld, dazu gibt es noch europäische Gelder. Das wird ein Erfolg, davon bin ich überzeugt." Die Gegner sind davon überzeugt, dass S 21 Verschlechterungen mit sich bringt, dass es gestoppt wird, weil ...

"Von Verschlechterungen zu reden ist Unsinn. Wir geben der Stadt zurück, was die Bahn ihr mal genommen hat: Grünflächen.

Es gibt kein Zurück, auch weil das Projekt immer wieder politisch legitimiert worden ist. Die Verträge sind unterzeichnet. Und Verträge, sage ich, die hält man ein." ... dass es gestoppt wird, weil die Kosten davonlaufen.

"Nein. Aber bei so einem Projekt kann immer etwas Unvorhergesehenes passieren, auf Heller und Cent lassen sich Infrastrukturprojekte nicht kalkulieren.

Aber wir haben alles noch mal gerechnet. Wir als Vorstände bringen uns aktiv ein, damit uns die Kosten nicht davonlaufen." Schuster und Grube. Der erste ist ein spröder Typ, der andere jovial, freundlich. Aber doch sind sie sich sehr ähnlich. Ihr Denken ist gleich. Magistrale. Transeuropäisches Netz. Sie sind beide fasziniert von Geschwindigkeit, begeistert, Großes gestalten zu können. Kritiker sind für sie Kleinkrämer, die nicht begreifen, wie gut das ist, was für sie geschaffen wird.

Längst ist S 21 zu einem Symbol geworden. Der Protest richtet sich gegen den Bahnhof, aber nicht nur. Bei dieser Geschichte geht es um viel mehr: wie Politikverdruss entsteht. Erwachsene Menschen haben es satt, wie Kinder behandelt zu werden. Sie haben es satt, dass ihnen gesagt wird, tief unten in der Erde ist es schöner als oben.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Sie haben es satt, mit Werbesprüchen veralbert zu werden: "S 21 - Das neue Herz Europas".

Dass das niemand glaubt, ist den S-21-Befürwortern aufgegangen.

Seit Kurzem heißt ihr Slogan: "Die guten Argumente überwiegen." Wenn man es bloß glauben könnte.

Der Mann mit Eigenschaften

*Eine Laufbahn, aber kein Leben? Nachforschungen bei
Präsidentschaftskandidat Christian Wulff - und bei den Menschen, die ihn schon als
Kind kannten. Eine kleine Straße in Westdeutschland, eine haltlose Familie: Früh
rettet er sich in die Politik. Und schnell lernt er, aus der Deckung zu agieren.*

Renate Meinhof, Süddeutsche Zeitung, 28.06.2010

Die Straße ist schmal und gefegt und so kurz, dass man in zwei Minuten vom oberen Ende zum unteren gelaufen ist. Kein Haus hier, das hoch hinaus will. Flach sind sie, wie Bungalows, und kleben, des leichten Anstiegs wegen, in Stufen aneinander. Sie sehen aus, als hätte ein Riese versucht, sich in einer Ungegend für jeden seiner Füße eine Treppe zu bauen. Ein mühsamer Staubsauger ist zu hören, die Kreissäge nahe den Feldern. Über den Dächern flirrt Hitze den Schwalben entgegen. Eine Autotür klappt, Rasensprenger wispern. Nach hinten raus soll es Gärten geben.

Osnabrück, Ortsteil Atter, Sandesch 9. Christian Wulff hatte sein Zimmer im Keller des Hauses, was auch deshalb von Vorteil war, weil das, was oben zu ebener Erde zwischen den Eltern geschah, unten ankam wie durch einen Filter. Er konnte es, war er unten, auf diese Weise in einen gewissen Abstand bringen.

Sigmar Gabriel hat bei der Vorstellung des Kandidaten Gauck für das Amt des Bundespräsidenten den Satz gesagt: "Joachim Gauck bringt ein Leben mit in seine Kandidatur, und der Kandidat der Koalition bringt eine politische Laufbahn mit." Also kein Leben.

Der Satz nach dem Komma ist eine Anmaßung, egal, über wen er gesprochen wird. Auch wenn man weiß, warum er ihn so gesagt hat, hätte man Herrn Gabriel gern ein paar Fragen gestellt, aber dessen Sprecher teilt mit, dass Herr Gabriel nicht reden mag über den Kandidaten Wulff, über den Satz auch nicht, über sein eigenes tolles Leben schon gar nicht.

Christian Wulff hat der Satz verletzt, auch wenn er es so nie sagen oder gar zeigen würde. Man vermeidet sogar das Wort Verletzung in seiner Gegenwart, aus Angst, er könnte sich sofort zurückziehen. Wie eine Schnecke. Wie ein scheuer Tapir. Man fragt ihn also, ob er sich schlecht behandelt fühlt durch diesen Satz. Er zögert, sagt dann: "Das haben Sie richtig formuliert. Er entspringt einer in Gabriel ruhenden Arroganz."

Es sind diese wohltemperierten Sätze, die klare Ordnung seiner Gesichtszüge, seiner Haare, seiner Kleidung, die Wulff seit Jahren den Ruf des Glatten und Langweiligen anheften. Menschen, die ihn nicht mögen, sagen, er wirke wie einer, der mit 14 Jahren aufgeschrieben hat, was er werden will, und dann los.

Jetzt, wo er vom niedersächsischen Ministerpräsidenten zum Staatsoberhaupt aufsteigen soll, antreten gegen die Lebensfurchen eines Joachim Gauck, fragt jeder plötzlich nach seinen Brüchen. Hat er welche? Was hat ihn geprägt? Wer ist dieser Mensch, der es beim dritten Anlauf schließlich schaffte, in Niedersachsen Ministerpräsident zu werden?

Joachim Gauck haben Zwänge, Unfreiheit, Willkür, Angst und Sehnsucht geprägt, das Leben eines Pastors in der ostdeutschen Diktatur.

Und Wulff?

Ihn haben Zwänge, Angst und Sehnsucht geprägt, ein Leben in einer endlichen Straße in Atter, Westdeutschland.

Günter Auding wartet am Bahnhof in Osnabrück. Am Morgen war er auf dem Markt, um Spargel zu holen, dann hat er den Optiker getroffen, einen ehemaligen Schüler, mit dem er sich auch über Christian Wulff unterhalten hat. "Du", hat der Optiker gesagt, "Christians Brille ist aber auch nicht mehr von mir."

Christian Wulff ist hier geboren, hier hat er seine ersten öffentlichen Schritte getan: Schülersprecher am Gymnasium, Schüler-Union, Junge Union, Stadtrat. Auding ist schon mehrmals in der Lokalpresse aufgetreten, als Kenner von Wulffs Anfängen sozusagen. "Einmal Presse, immer Presse", sagt Auding und steigt in seinen Golf. Von der 10. Klasse an war er Wulffs Lehrer. Christian rutschte in seine Klasse, weil er

sitzengeblieben war. Sozialkunde Eins, Deutsch Eins, aber wegen einer Sechs in Französisch hatte es nicht gereicht, und auch Englisch fiel ihm nicht leicht. "Wie kann man einem Kind eine Sechs geben?", fragt Auding: "Ich habe solche Lehrer immer für Versager gehalten. Es ist doch nie aussichtslos." Als der Lehrer, der die Sechs gegeben hatte, in Pension ging, sei Wulff zu dessen Verabschiedung gekommen. Auding sagt: "Auch das ist Christian Wulff."

Das Haus der Audings macht einen warmen, geordneten Eindruck. Regale voller Bücher an den Wänden, und Bilder, ein gedeckter Tisch mit weißen Servietten. Auding selbst, er ist Jahrgang '38, ist in Haltung und Habitus ein Mann, den man als lebenskluge Respektsperson bezeichnen könnte. Immer klare Ansagen, sagt er, und Gerechtigkeit, das vor allem. "Kommt ihr mir dumm, komm ich euch noch dümmer", sei seine Devise gewesen. Es kam ihm aber keiner dumm. Frau Auding sagt: "Sag's ruhig, Günter, die hingen doch alle an dir!"

Auding ist Sozialdemokrat und saß lange im Stadtrat. Er fuhr mit den Schülern nach Bremerhaven, um ihnen eine Müllverbrennungsanlage zu zeigen. Nach Berlin, um mit ihnen an die Mauer zu gehen. Für Wulff muss von Auding eine Anziehung ausgegangen sein, vielleicht, weil er verkörpert, was Wulff zu Hause nicht hatte: Sicherheit und Klarheit, Bindungen, die hielten, Verlässlichkeit. "Das war 'ne tolle Klasse", sagt Auding, "Christian war der Schwächste von den Leistungen her. Er hatte die kranke Mutter zu Hause, die anderen haben ihn aber mitgezogen".

Kurz nach Weihnachten 2000 hat Christian Wulff seinem alten Lehrer bei einem Klassentreffen eine Biographie über Leibniz geschenkt. "Herrn Günter Auding mit herzlichem Dank für die Vermittlung der Grundkenntnisse für das weitere Leben", hat er hineingeschrieben. Heißt das, dass er, bis er 15 war, niemanden hatte, der ihm die Grundkenntnisse des Lebens vermitteln konnte?

Wulff sagt: "Ich glaube, mit einer Mutter und einem Vater in einer funktionierenden Familie wären mir unterschiedliche Felder eröffnet worden. Diese Anleitung hatte ich zu Hause nicht."

Gunter Breithaupt, ein anderer Lehrer, erzählt, dass Wulff ein "wahnsinnig guter Schülersprecher" gewesen sei. Es habe gar nicht zu seiner sehr schüchternen,

zurückhaltenden Art gepasst, wie er sich da für andere ins Zeug gelegt hat. Er, Breithaupt, habe immer schon das Gefühl gehabt, Wulff sei "innerlich ein anderer, dass etwas anderes in ihm sitzt".

Und Wulff hat doch Angst, dass er begraben wird im Schloss Bellevue. "Man wird ein Stück weit älter, glaub' ich, mit dem Amt", sagt er.

Sein Wagen hält am hinteren Eingang des Osnabrücker Zoos, für dessen Erweiterung die Landesregierung fünf Millionen Euro bei der EU an Land gezogen hat. Wulff hat das angestoßen. Afrikanische Wildnis in Niedersachsen, 80 schöne Tiere, die Takamanda-Savanne. Er soll sie eröffnen. Sand stiebt auf, als die Wagen kommen, bedudert Schuhe und die dunklen Anzüge. Die Größen der Stadt in einer Wolke aus Sand, ihre Freude wirkt echt, das Schulterklopfen echt, Mensch Christian, danke, dass du kommst, sagt Boris Pistorius, ein Schulfreund, Bürgermeister und SPD-Mann.

Hier ist Wulff Landesvater, einer, dem es gefällt, in einem überschaubaren vertrauten Rahmen etwas Neues zu schaffen. Nur ist jetzt nichts mehr wie früher. Kameras folgen jedem seiner Schritte. Welches Tier mögen Sie am liebsten?, ruft ein Reporter. "Also, Tapire find' ich sehr spannend", ruft Wulff zurück, die sind extrem scheu und vorsichtig und gehen gern dieselben Wege. Man schreibt in den Block: Sonnt sich in seinem Image. "Manche verabschieden sich hier von mir, als ob ich beerdigt werde in Berlin", sagt er in seiner Ansprache, "aber man bleibt ja doch ein Mensch und geht auch in den Zoo."

Er nimmt sich zwei Stunden Zeit in der Savanne. Zwei Stunden, in denen er aussieht wie ein glücklicher Mensch. Wie einer, der nach Hause kommt und weiß, da ist der Lichtschalter, diese Tür klemmt, und das Radio geht nur, wenn man ihm einen Klaps gibt. Wenn man den gebügelten, todernsten und in sich gekehrten Wulff aus dem Kanzleramt vor Augen hat, als Angela Merkel ihn als "wunderbaren Präsidentschaftskandidaten" vorstellte, und den Wulff im Zoo, dann sind sie voneinander so weit entfernt wie die Kunstsavanne in Niedersachsen vom richtigen Afrika.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Am Ende setzt er sich für ein Foto in einen verrosteten Landrover, von dessen vier Rädern zwei im Sand stecken. Wulff hat ein Stoffäffchen im Schoß und lächelt (wenn man die Augen zukneift und sich das Stoffäffchen wegdenkt) wie Robert Redford in den Kulissen von Jenseits von Afrika . "Is doch klar, wat ick da drunterschreibe, wenn's nichts wird mit Bellevue", sagt ein Fotograf: "Hat die Karre in' Sand jesetzt."

"Man wünschte sich, dass Christian auch außerhalb von Osnabrück mal Emotionen zeigen könnte", sagt Pistorius. Wulff steigt in seinen Wagen. Pistorius, erleichtert, lächelt. An der ersten Biegung hat der Staub ihn verschluckt.

Wulff sagt im Auto, er habe sich entschieden, dass es ihm schnurzpieegal sei, was Redakteure unter Bilder schrieben. Null Probleme mit Bildsprache, sagt er. Er wolle das nicht so wie Gerhard Schröder, der sich niemals auf einer abwärts laufenden Rolltreppe hat fotografieren lassen, nur weil jemand drunterschreiben könnte: Es geht abwärts oder so. Wulff sagt: "Die Leute nehmen das doch ganz anders wahr."

In Niedersachsen trifft man Menschen, die Christian Wulff auch anders wahrnehmen, als er öffentlich zu erleben ist. Das Bild, das im Gespräch mit diesen Menschen entsteht, ist das eines Mannes, der sehr fleißig arbeitet und diszipliniert, ein Aktenfresser, dem es aber schwerfällt, Entscheidungen zu treffen und sich festzulegen. Seine Vorsicht stehe ihm im Wege. Manche nennen die Vorsicht Misstrauen. Der sich manchmal in Details verknötet und Situationen meidet, in denen von ihm erwartet wird, dass er inhaltlich Stellung bezieht. Dass er sich scheue, Konflikte auszutragen. Der Menschen an sich bindet, und sie von einem Tag auf den anderen fallenlassen kann. Andere sagen, das liege daran, dass er praktisch kaum Menschenkenntnis besitze, weshalb er immer wieder Leuten auf den Leim gehe, die eigentlich gar nicht zu ihm passten. Wenn man Wulff beim Beobachten beobachtet, findet man Neugierde in seinem Blick. Manche nennen auch die Neugierde Vorsicht.

Es war ein schwankender Boden, auf dem Christian Wulff mit seinen zwei Schwestern groß geworden ist. Die Mutter kam aus einer Industriellenfamilie, ihr Vater hatte einen Furnierhandel. Wulff sagt, dass ihr alles aus dem Weg geräumt worden sei, zu Hause. Vom Vater ihrer zwei ersten Kinder trennt sie sich, als Christian

zwei Jahre alt ist, die Scheidung zieht sich Jahre hin. Der Bruch ist so radikal, dass sie den Kontakt des Vaters mit den Kindern zu verhindern sucht. Der Vater war Kaufmann. Er kaufte ein Kino, als das Fernsehen aufkam. "Tja", sagt Wulff.

Sechs Jahre nach der Scheidung heiratet die Mutter ein zweites Mal und bekommt eine Tochter. Es ist nicht das, was man eine gute Ehe nennt. "Da war sehr viel Streit, starke Konflikte", sagt Wulff: "Meine leise Art kommt natürlich daher, dass ich gesehen habe, wie laut da agiert wurde, wie krawallig. Innerlich hab' ich mich dagegen abgeschottet. So wollte ich nicht sein. Ich habe mich dann im Kontrast definiert."

Wenn man Wulff über seine Kindheit reden hört, ahnt man, dass sein Maß für Streit schon in einem Alter voll war, in dem Kinder sonst erst anfangen zu lernen, wie das geht, sich zu streiten, sich zu reiben an den Grenzen des anderen.

Als die Mutter schon erkrankt ist an Multipler Sklerose, verlässt der Stiefvater die Familie. "Meine Mutter", sagt Wulff, "war nicht sehr lebensstauglich, und sie konnte Lebensstauglichkeit auch nicht vermitteln. Sie hat sich über Friseurbesuche und Einkäufe verwirklicht, über ihre Kinder. Wir trugen Hamburger Schottenkaro, aber ob das alles gut und richtig war, wird heute sehr zu bezweifeln sein. Gut gemeint ist ja nicht gut gemacht."

Haben Sie ihr das nie vorgeworfen, nicht rebelliert?

"Ich hab' da ganz große Nachsicht geübt. Die Krankheit war dann auch ein solcher Schicksalsschlag, dass ich sehr viel mehr ertragen, erduldet und hingenommen habe, als meine Schwestern bereit waren hinzunehmen." Er verstehe sich sehr gut mit den Schwestern. Jeder müsse das für sich aufarbeiten. Er lächelt: "Meine Schwestern werfen mir vor, dass ich meiner Mutter zu wenig vorwerfe."

Christian Wulff hat sich instinktiv, in der Pubertät schon, ins Politische gerettet. Da hat er seinen Halt gesucht, eine Familie, weil er spürte, dass er erschlagen werden würde von dem, was unten in seinem Zimmer in Atter, gefiltert, ankam.

Das war Flucht?

"Das muss man heute wohl so analysieren", sagt Wulff.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Mit 16 schreibt er die Schülerzeitung des Gymnasiums voll. Unter der Rubrik "Zündstoff" seine "Gedanken zur Bildungspolitik". Ganze Seite, September 1975: "Jahrelang werden Schüler erzogen, an Lehrsätze zu glauben: Wer oben steht und doziert, hat recht. Ist es da ein Wunder, wenn diese Schüler später Gefahr laufen . . . politischen Heilsverkündern blind zu vertrauen?"

"Christians Verlobte war die Politik", sagt sein Stiefvater.

Die Nase dieses Mannes in ihrer unebenen ausufernden Knolligkeit kommt in jeder Filmrolle gut. Sie war für Hachez in New York, für Hanuta in Lissabon, für BMW auf Island. "Wollen Sie Plätzchen?", fragt Wolfgang Carstens. Danke, nein. "Tee?" Nein, danke. "Was wollen Sie denn? Maa-oo-am!" Carstens hält sich den Bauch vor Lachen.

Vor ihm auf dem Tisch liegt sein Personalausweis, als hielte er es für angebracht, am Anfang des Gesprächs zu klären, dass er die Wahrheit sagt, dass er jetzt nicht der Paulaner-Mönch oder der Weihnachtsmann im Schlitten ist, sondern einfach nur: er, Wolfgang Carstens, geboren 1934, Christian Wulffs zweiter Vater. Er lebt nördlich von Hamburg, umgeben von Raps und Erdbeerfeldern, in einem Mehrfamilienhaus. Auch wenn er erst im Alter, dank seiner ungewöhnlichen Nase, zum Darsteller in Werbefilmen wurde, das Gauklerische, Trügerische, der Rollenwechsel, ist ihm angeboren. Im Gespräch weiß man nicht, woran man ist, wer er gerade ist, was wahr ist.

"Ich war ein regelrechter Lackaffe, als ich Christians Mutter kennenlernte", sagt er, "unter Rolex ging gar nichts." Äußeres sei auch seiner Frau sehr wichtig gewesen. Carstens wackelt mit den Ohren. Mit Geld habe er nicht umgehen können. Er hat Versicherungen verkauft, hat versucht, manches zu Geld zu machen. Richtig gelungen ist das nur mit der Nase.

Während eines Urlaubs in Timmendorfer Strand 1975 brach die Krankheit aus. "Meine Frau stolperte und fiel hin", sagt er. So begann es. Sie habe sich fallenlassen in die Krankheit, in Trotz und Vorwurf: Ihr seid gesund, und ich bin krank. Irgendwann sei er psychisch und physisch am Ende gewesen. Er wollte sie ins Pflegeheim bringen. Der Sohn wollte die Mutter aber zu Hause behalten. So war dann auch der zweite

Vater weg. Carstens sagt: "Wie kann ein Mann eine kranke Frau verlassen? Das denken Sie doch jetzt."

Da musste der Sohn erwachsen sein. Sie haben gestritten über Jahre. Um das Wohnrecht der Mutter im Haus, um den Unterhalt für seine Tochter. Carstens sagt: "Ein Prozess jagte den anderen." Wulff sagt, der Mann habe ihn Jahre seines Lebens gekostet. Erst 1983, als die Mutter schon fünf Jahre gelähmt ist und die Pflege zu Hause an ihre Grenzen stößt, bringen sie sie ins Pflegeheim.

Matthias Fenske steht im wortlosen verlangsamten Geklapper des Speisesaals im Osnabrücker Küpper-Menke-Stift, wo gerade gegessen wird. Fenske ist Pflegeleiter und erinnert sich gut an Wulffs Mutter, an den Kontakt mit ihren Kindern. Er sagt, dass der Sohn der Dreh- und Angelpunkt der Familie gewesen sei. Er habe es immer geschätzt, dass Wulff ein Gespür dafür hatte, was mitschwang in Sätzen, die er, Fenske, sagte, wenn es um Leben und Tod ging, um den Zustand der Mutter. Es habe nie großer Worte bedurft. Fenske sagt: "Hier wird ja sieben Tage die Woche gestorben."

Christian Wulff redet nicht gern über all das. Er sei stolz, es aus diesen Verhältnissen heraus geschafft zu haben, sein Leben in die Hand zu nehmen. Aber er weiß, dass Persönliches wichtig ist, wenn man antritt gegen die Lebensfurchen eines Gauck. "Ein Ein-Themen-Mann", sagt Wulff, "aber Sie werden mir kein negatives Wort über ihn entlocken." Er sitzt im Auto zurück nach Hannover. Es nieselt. Deutschland hat gegen Serbien verloren. Seine Frau habe den Auftritt von Gauck bei "Farbe bekennen" toll gefunden. "Fanden ja viele toll. Super 'rübergekommen", sagt er. Er schaut aus dem Fenster. Es ist eine Kränkung, dass Gauck im Fernsehen sagen darf, er müsse sich zu diesem oder jenem Thema erst noch einlesen, zur Wirtschaftskrise zum Beispiel. Und man liebt ihn dafür. Wulff ist immer eingelesen. Doch bei ihm wird gefragt, wer seiner Frau das Tattoo gemacht hat. Nein, es werde ihm nicht schwerfallen, das Parteipolitische loszulassen, sollte er gewählt werden. "Mir fiel die Oppositionszeit schwer, immer angreifen zu müssen."

Wenn er über die erste Begegnung mit Angela Merkel spricht, dann auch über den Kaffee. Merkel lag 1992 mit einem Knöchelbruch in der Charité, und Wulff hat

sie am Krankenbett besucht. Er trank eigentlich Filterkaffee, wie es üblich war im Westen. Sie trank den Kaffee türkisch, wie es üblich war im Osten. "Da schwamm die ganze Brühe ja drin", sagt Wulff. Er kannte das nicht. Sie mochte es. Also hat er es auch geschluckt. Es gefällt ihm der Gedanke, neben der ostdeutschen Pastorentochter aus der Uckermark etwas zu verkörpern, das er zu Hause nie gehabt hat: das Väterliche.

Albatrosse sind sehr sichere Flieger, wenn sie erst oben sind. Tausende Kilometer gleiten sie über die Ozeane des Südens. Aber schwierig sind Start und Landung, denn da stolpern sie manchmal, und stürzen und überschlagen sich. Jemand hat Angela Merkel einmal mit dem Albatros verglichen und dann gesagt, dass Wulff ihr, was die Eigenschaften dieses Vogels betreffe, in gewisser Weise ähnlich sei.

Da irgendwo kann man den Präsidentschaftskandidaten finden: zwischen Tapir und Albatros.

Soweit zum Leben von Herrn Wulff.

Mauern ohne Ende

Im Kloster Ettal wurden über Jahrzehnte Schüler misshandelt, missbraucht, gequält. Vor vier Monaten kündigten die Mönche an, alle Fälle aufzuklären, doch die Wahrheit sieht anders aus.

Bastian Obermayer und Rainer Stadler, SZ-Magazin, 25.06.2010

Seine Vergangenheit am Internat von Kloster Ettal holt Roman Hofer* am Morgen des 5. März 1999 ein, auf der Bundesstraße B 20 zwischen Straubing und Landau in Niederbayern. Als er den Verkehr im Rückspiegel beobachtet, kann er plötzlich seine Augen nicht mehr kontrollieren, sie rollen zur Seite, sein Puls beginnt zu rasen, er fängt an, heftig zu schwitzen. Auf der Rückbank sitzt sein sechsjähriger Sohn.

»Was passiert mit ihm, wenn ich jetzt sterbe?«, schießt es Roman Hofer durch den Kopf. Er schafft es noch bis zum nächsten Parkplatz und ruft dort den Notarzt. Im Krankenhaus wird er gefragt, ob er schon mal einen Herzinfarkt hatte. »Herzinfarkt, mit 35?«, entgegnet Hofer irritiert, »ich bin Langstreckenläufer, ich trainiere fast jeden Tag!« Nach fünf Tagen EKG und Betablockern wird er entlassen, ohne Diagnose, aber mit dem Rat, einen Psychotherapeuten aufzusuchen. Der hört sich seine Symptome an, dann fragt er: »Junge, wer hat dich in deiner Kindheit ermordet?«

Wenn die Psyche eines Menschen von dem überwältigt wird, was ihm das Leben angetan hat, sendet sie Warnsignale an den Körper, so erklärt es ihm der Therapeut. Roman Hofer wurde zwischen seinem 12. und 17. Lebensjahr am Kloster Ettal vom Erzieher Pater Magnus mindestens fünfzigmal missbraucht; »Sexualverkehr in allen Varianten«, so beschreibt es Hofer. Nur die Küsse des Geistlichen konnte er abwehren. Zum Missbrauch durch Pater Magnus kamen die Prügel des Paters Gabriel, der ihn in der sechsten Klasse regelmäßig wegen schlechter Noten schlug, mit der flachen Hand und voller Wucht auf den nackten Hintern des damals Zwölfjährigen.

Nach seinem Zusammenbruch auf der Bundesstraße fängt Roman Hofer eine Therapie an, langsam gewinnt er wieder die Kontrolle über sich, die Schweißausbrüche werden weniger. Zurück bleiben tiefe Selbstzweifel - und Hass: Fast jedes Jahr denkt er an Ostern darüber nach, den Festgottesdienst in der Ettaler Klosterkirche zu stürmen und »rauszuschreien, was für Schweine hier am Werk sind«. Als Ende Februar 2010 die Zeitungen berichten, im Internat von Kloster Ettal seien Schüler von Geistlichen sexuell missbraucht worden, kann er es kaum fassen. Zum ersten Mal wird ihm klar, dass er nicht das einzige Opfer war.

Die Klosterleitung scheint schnell und vorbildlich zu reagieren: Der Abt und der Schulleiter treten zurück, obschon die beiden kein direkter Vorwurf trifft. Es werden Entschuldigungen verlesen, Ansprechpartner für ehemalige Schüler benannt und ein externer, unabhängiger Sonderermittler eingesetzt, der die Verbrechen schonungslos aufklären soll. Am 5. März 2010 tritt der Sonderermittler, der Münchner Anwalt Thomas Pfister, vor die Presse, auf den Tag genau elf Jahre nach Roman Hofers Zusammenbruch, und erklärt, im Kloster Ettal seien zwischen 1960 und 1990 mindestens hundert Schüler von zehn Patres systematisch misshandelt und missbraucht worden.

Ausgerechnet Ettal, die bayerische Eliteschmiede, durch die unter anderem Ex-Ministerpräsident Max Streibl, der frühere Adidas-Chef Horst Dassler, Theaterintendant Christian Stückl und der oberste Wittelsbacher Herzog Franz gingen. Sonderermittler Pfister liest 40 Minuten lang vor laufenden Fernsehkameras Leidensberichte von früheren Internatsschülern vor. Eine ähnlich detaillierte Offenlegung von Opfervorwürfen hat es bis dahin weder an der Odenwaldschule gegeben noch an anderen Internaten, die seit Anfang dieses Jahres von dem Missbrauchsskandal erschüttert werden.

In derselben Pressekonferenz gesteht ein Pater unter Tränen, selbst ebenfalls »Kinder brutal misshandelt und gedemütigt« zu haben - ein Auftritt, der vermutlich in keinem Fernseh-Jahresrückblick 2010 fehlen wird. Bei Roman Hofer keimt 26 Jahre nach seinem Abitur im Kloster Ettal die Hoffnung, ihm könnte nach all den schrecklichen Erlebnissen nun endlich so etwas wie Gerechtigkeit widerfahren.

Drei Monate später ist von dieser Hoffnung wenig geblieben. Die Zeitungen beschäftigen sich mit der Ölkatastrophe im Golf von Mexiko, dem Niedergang des Euro und Lena Meyer-Landrut. Das Kloster Ettal hat die öffentliche Aufarbeitung des Missbrauchsskandals weitgehend eingestellt und lehnt Gesprächsanfragen kategorisch ab: Man habe Besuch vom Visitator erhalten, einem Abgesandten des Papstes, und warte nun auf Weisungen aus Rom. Auch das zuständige Erzbistum München-Freising schweigt. Der unbequeme Sonderermittler Pfister darf nicht mehr reden, sein Auftrag ist beendet, das Mandat ausgelaufen, und das Kloster fordert ihn bereits per Anwaltsbrief zur strikten Einhaltung der Schweigepflicht auf.

Dabei gäbe es viel zu erklären: Wie war es möglich, dass über Jahrzehnte Patres prügeln und ihre sexuellen Fantasien auslebten, ohne dass die damalige Klosterleitung, andere Erzieher oder die Eltern eingriffen? Was passiert nun mit den Tätern? Und was mit den Opfern; ist angesichts der Schwere der Verbrechen eine Wiedergutmachung überhaupt denkbar? Aber wer drei Monate nach Bekanntwerden des größten Skandals in der 680-jährigen Geschichte des Klosters Ettal Antworten sucht, bekommt nur düstere Andeutungen zu hören, die an Umberto Ecos Roman Der Name der Rose erinnern: Hinter vorgehaltener Hand ist von Mönchen die Rede, die gefährlich sind, die hinter den Klostermauern mit aller Macht die Wahrheit vertuschen; von Mönchen, die Intrigen spinnen, die bis zum Vatikan reichen; von Mönchen, die mit dem katholischen Geheimbund Opus Dei in Verbindung stehen.

Wie konnte das anfangs doch so vorbildlich reagierende Kloster derart schnell seine Glaubwürdigkeit verspielen?

Tatsächlich - und das wird jenseits des geheimnisvollen Raunens in den Gesprächen schnell klar - wurde die Offenheit dem Kloster von Anfang an von außen aufgezwungen. So traten der Ettaler Abt Barnabas und der Schulleiter Pater Maurus im Februar keineswegs freiwillig zurück: Erzbischof Reinhard Marx, der öffentlich auf rückhaltlose Aufklärung pochte, drängte beide regelrecht aus dem Amt, als bekannt wurde, dass sie einen Vorfall aus dem Jahr 2005 dem Bistum verschwiegen hatten. Damals hatten sich mehrere Internatsschüler beschwert, ein Pater habe sie »an Armen, Körper und Beinen gestreichelt«.

Der Abt und sein Schulleiter hielten den Vorfall, den inzwischen die Staatsanwaltschaft untersucht, nicht für meldenswert - ein klarer Verstoß gegen die Richtlinien, welche die Deutsche Bischofskonferenz 2002 erlassen hat, um sexuellen Missbrauch in der Kirche zu verhindern. Auch die Aufsehen erregende Pressekonferenz vom 5. März empfanden die Mönche nicht als Befreiung, sondern als Demütigung. Sie nahmen dem Sonderermittler Pfister übel, dass er die Schandtaten ihrer Brüder derart ausbreitete - 40 Minuten lang - und mit der vernichtenden Wertung zusammenfasste, am Kloster Ettal hätten Mönche über Jahrzehnte Schüler »systematisch misshandelt und missbraucht«.

Und sie waren aufgebracht darüber, dass Pater Johannes zu jenem Geständnis, er habe »Kinder brutal misshandelt und gedemütigt«, erpresst wurde: Ein ehemaliger Schüler hatte eine Stunde vor der Pressekonferenz telefonisch gedroht, er werde Ärger machen, wenn der Pater nicht mit genau diesen Worten seine eigenen Verfehlungen einräume. Daraufhin kroch Pater Johannes, live übertragen vom Fernsehen, zu Kreuze. Nach dieser erzwungenen öffentlichen Reue versucht das Kloster in den folgenden Wochen, wieder Herr seiner Entscheidungen zu werden, und relativiert das so unfreiwillige wie umfangreiche Schuldbekennnis Schritt für Schritt.

Im Bayerischen Fernsehen beschwert sich der ehemalige Ettaler Internatsdirektor Pater Angelus, dass nun alles in einen Topf geworfen würde, es handle sich doch nur um »einzelne Fälle, die diesem und jenem Schüler auch in Erinnerung sein mögen«. Der von mehreren Ex-Schülern als Sadist beschriebene Pater Gabriel lässt verlauten, er habe es mit der »sogenannten Null-Bock-Generation« zu tun gehabt, die nur durch Schläge in den Griff zu bekommen war.

Elternsprecher des Klosters bestreiten öffentlich die systematische Anwendung von Gewalt in Ettal und sprechen von vereinzelt Ohrfeigen. Zu den Missbrauchsfällen heißt es lapidar, Krankheit und Kriminalität existierten eben überall. In einem Internetforum, in dem mehr als 500 ehemalige Ettaler Schüler über den Missbrauchsskandal diskutieren, müssen sich Opfer plötzlich als Nestbeschmutzer und Trittbrettfahrer beschimpfen lassen. Das Kloster selbst verstrickt sich in einen bizarren öffentlichen Streit mit dem Erzbischof, der darin gipfelt, dass es dem Bistum

per Pressemitteilung vorwirft, bei der Aufarbeitung des Missbrauchsskandals Lügen zu verbreiten. Gleichzeitig beschweren die Mönche sich beim Vatikan über das Vorgehen und einzelne Mitarbeiter des Bistums.

Nach außen ist die neue Politik des Klosters spätestens am 14. April sichtbar: Im Kloster wird der Schlussbericht des Sonderermittlers Thomas Pfister über den Missbrauch von Schülern vorgestellt - ohne Thomas Pfister. Die Präsentation hat ein anderer Anwalt übernommen, den das Kloster kurzfristig verpflichtet hat. Er soll Pfisters Bericht »juristisch aufarbeiten«, was ein wenig so klingt, als gelte es, Fehler in dem Dokument zu beseitigen. Beraten wird das Kloster bei seinem Rückzugsgefecht vom Münchner Anwalt Aribert Wolf, einem früheren CSU-Politiker. Wolf, der seine Polit-Karriere nach einigen Affären und zwei erfolglosen Kandidaturen für den Posten des Münchner Oberbürgermeisters aufgab, war bis 2007 Präsident der Rhein-Donau-Stiftung, die der erzkonservativen Glaubensgemeinschaft Opus Dei nahe steht.

Nicht nur das Münchner Erzbistum findet die neue Linie des Klosters »befremdlich«. Auch die Opfer bekommen den Kurswechsel zu spüren. Bereits im März wird ein »Runder Tisch« im Kloster eingerichtet, an dem Opfer, Vertreter des Klosters und externe Berater über Entschädigung und Wiedergutmachung diskutieren. Dort nimmt auch Pater Johannes Platz, der selbst geprügelt hat - für viele Betroffene ein Affront. Vor allem aber bleiben die Treffen weitgehend folgenlos. Für einen längst beschlossenen Ort der Besinnung zum Beispiel, der eingerichtet werden sollte, um der Opfer des Missbrauchs zu gedenken, hat sich drei Monate später angeblich noch immer kein geeigneter Raum gefunden, in einem Klosteranwesen mit mehr als 25 000 Quadratmeter Grundfläche.

Aus Sicht vieler ehemaliger Schüler ist die Krisenbewältigung des Klosters gescheitert. Sie fühlen sich hingehalten und behandelt wie Schulbuben. Der Ausdruck vom zweiten Missbrauch macht die Runde. Den meisten Opfern geht es nicht nur um ihr eigenes Schicksal, sie empört, wie von Seiten des Klosters und seiner Unterstützer die Vorfälle aus der Vergangenheit kleingeredet werden. Und wie wenig tatsächlich passiert.

Roman Hofer, den wieder Schweißausbrüche und Magenprobleme plagen, seit der Fall Ettal publik wurde, will sich selbst ein Bild machen. Er fährt im Mai nach Ettal, um mit dem früheren Abt Barnabas über seine Schadensersatzforderungen zu sprechen. Nach der Zeit in Ettal litt Hofer lange unter Kontaktphobie, er stotterte, wenn er Frauen traf, er scheiterte immer wieder beruflich, er kam nicht von Ettal los. Jetzt will er entschädigt werden dafür, dass die Mönche an ihm ihren Sadismus und ihre sexuellen Perversionen auslebten. In Los Angeles zahlte die katholische Kirche Missbrauchsoffern durchschnittlich 1,3 Millionen Dollar, hat Hofer gelesen. »Wieso soll mein Leben der Kirche weniger wert sein?«, fragt er Pater Barnabas. Der Abt bleibt eine konkrete Antwort schuldig.

Ende Mai, das Kloster lehnt die dritte Gesprächsanfrage des SZ-Magazins ab. Erst war es der Visitor, der noch nicht gesprochen hatte, dann der Schulbetrieb, der nicht gestört werden sollte, und nun sind Pfingstferien und die Patres »nicht greifbar«, sagt der Sprecher. Dafür melden sich immer mehr ehemalige Internatsschüler, es hat sich herumgesprochen, dass das SZ-Magazin an einem Beitrag über das Kloster Ettal recherchiert. Die meisten Ex-Schüler haben sich bislang zurückgehalten und sich nicht öffentlich geäußert; sie wollten dem Kloster Zeit geben. Nun ist ihre Geduld am Ende, jetzt wollen sie reden.

Es sind erwachsene Männer, zwischen 40 und 60 Jahren, die stockend aus ihrer Jugend erzählen, über Stunden hinweg, viele wütend, manche weinend. Fast alle waren in Therapie, manche haben es bis heute nicht fertiggebracht, mit ihren Frauen über den Missbrauch zu sprechen. Und nun sind sie entsetzt, wie man sich in Ettal aus der Verantwortung stehlen will.

Selbst ehemalige Schüler, die nicht missbraucht oder geschlagen wurden, empört das sture Beharren im Kloster auf der Feststellung, Fälle von Missbrauch und Gewalt habe es am Kloster nur vereinzelt gegeben. Ihre Schilderungen belegen das Gegenteil: wie sehr der Klosteralltag für viele Schüler von Angst und Schrecken geprägt war. Bis in kleinste Details gleichen sich dabei die Eindrücke der Ex-Ettaler, egal ob sie die Internatspforte 1965 oder 1985 zum ersten Mal durchschritten: ein Schlafsaal, den sich

40 Schüler teilen, Holzbett, Nachtkästchen, kein Poster, kein Kuscheltier. Keine Möglichkeit, allein zu sein.

Waschbecken mit schmiedeeisernen Armaturen. Die ersten Monate kein Kontakt zu den Eltern. Morgens Schule, dann Mittagessen, zwei Stunden Sport, Musik oder Freizeit, dann Lernen, Abendessen, noch mal Lernen, eine Stunde Freizeit, Bett. Am Samstag Schule, am Sonntag Gottesdienst, danach eine Stunde Briefe schreiben an die Eltern, die vor dem Absenden der Präfekt liest. Und Schläge. Schläge wegen schlechter Noten, Schläge, wenn der Teller nicht leer gegessen wird, Schläge, wenn abends im Schlafsaal geredet wird, nachdem das Licht aus ist.

Pater Laurentius schlägt mit seinem Gürtel, Pater Gabriel mit der flachen Hand, Pater Godehard schlägt mit allem, was wehtut, und sei es sein Gipsarm, Pater Johannes mit dem Kleiderbügel, Pater Edelbert mit dem Stock. Abends läuft Pater Magnus durch die Schlafsäle und greift nach dem Gutenachtsagen jedem Jungen, der sich nicht wehrt, in die Schlafanzughose. Die einzige Möglichkeit, den Kummer mit den Eltern zu teilen: ein Telefonhäuschen, das abends eine Stunde lang benutzt werden darf. Jeden Abend bildet sich eine Schlange davor, und während der Erste noch wählt, klopfen die anderen schon ungeduldig ans Fenster.

»Es war ein satanischer Ort, ich war nirgends sicher«, sagt Alfons Maier, der 1965 ins Klosterinternat kam und die schlimmste Zeit dort miterlebte, die Sechziger- und Siebzigerjahre, als fast alle Mönche zuschlugen. Seine Bilanz: sieben Jahre Ettal, fünf Jahre Therapie, viele Jahre schwere Depressionen. Pater Godehard hielt ihn an einem Arm zum Fenster hinaus, im zweiten Stock, und lachte nur, während Maier dachte, er müsse sterben. Der pädophile Pater Magnus würgte ihn in der Schwimmhalle mit dem Handtuch so lange, bis er ohnmächtig wurde, und als er aufwachte, lag der Pater, nur mit der Badehose bekleidet, über ihm. Besonders der spätere Abt Edelbert hat ihn schwer misshandelt, Pater Gabriel schlug ihn.

»Ich war allein, ich hatte niemanden, der mir half«, sagt er, und die Mundwinkel zucken. Von Mitschülern war keine Solidarität zu erwarten: Sie duckten sich weg, um nicht selbst den Zorn eines wild gewordenen Paters auf sich zu ziehen. Und die

Eltern? Maier lächelt. »Sie haben mir nicht geglaubt. Es waren ja Mönche, die uns misshandelten - das hat keiner geglaubt.«

Wie in jedem Schreckensregime gibt es auch am Kloster Ettal Privilegierte: Meist sind es Schüler aus einflussreichen, wohlhabenden Familien, die schon in dritter oder vierter Generation ihre Kinder auf die Klosterschule schicken. Gebrochen werden vor allem die Schüler, die wenig Selbstbewusstsein haben und aus einfachen Verhältnissen stammen, was für die prügelnden Mönche bedeutet: Aus dem Elternhaus ist nicht viel Widerstand zu erwarten. Der pädophile Pater Magnus greift sich vor allem Schüler heraus, denen eine Vaterfigur im Leben fehlt, Waisen oder Scheidungskinder - auch das hat System.

Anfang Juni, es gibt noch keine Kunde vom päpstlichen Visitator, trotzdem stimmen die Mönche plötzlich einem Treffen mit dem SZ-Magazin zu. Ob die kurz zuvor ans Kloster versandte Liste mit detaillierten Fragen zu den Sexual- und Prügelpraktiken der Patres den Anstoß gegeben hat? Belegte Brote und Gebäck stehen bereit, außerdem »Harmonietee« aus klostereigener Produktion und gleich vier Patres: Abt Pater Barnabas, im Februar als Klosterleiter zurückgetreten, Pater Maurus, im Februar als Schulleiter zurückgetreten, Pater Johannes, der live im Fernsehen Misshandlungen gestanden hat, und Pater Emmeram, der dem Kloster seit Februar übergangsweise vorsteht. Er wird im Verlauf des dreistündigen Gesprächs drei Sätze beisteuern. Auch Rechtsanwalt Aribert Wolf sitzt mit am Holztisch.

Es folgen plausible Erklärungsversuche und ehrliche Schuldeingeständnisse - aber auch Ausreden, offensichtliche Widersprüche, juristische Spitzfindigkeiten. Die heute verantwortlichen Mönche zeichnen das Bild eines Internats, dessen Erzieher jahrzehntelang überfordert waren. Ein Pater betreute 50 oder 60 Schüler, sieben Tage die Woche. Bis 1980 gab es keinen Sozialpädagogen am Eliteinternat Ettal. In ihrer Hilflosigkeit hätten viele Patres begonnen zu prügeln. Geredet habe man darüber aber nicht, auch nicht über den sexuellen Missbrauch von Pater Magnus, dessen Treiben im Kloster lange bekannt war.

Dieses Schweigen war ein Fehler, räumen die Patres heute ein, ebenso wie die Entscheidung der damals Verantwortlichen, den pädophilen Pater Magnus nach zwei

Suspendierungen wegen Missbrauchsvorwürfen jedes Mal wieder zurück an Internat und Schule zu holen. »Man sprach mit ihm und dachte, er würde sein Verhalten schon ändern«, sagt Pater Maurus. Erst im Jahr 2010 habe das Kloster das volle Ausmaß seiner Taten erkannt.

Zumindest Letzteres ist wenig glaubhaft: Es gab nicht nur die beiden Zwangsversetzungen von Pater Magnus in den Jahren 1969 und 1984, jeweils wegen Missbrauchsvorwürfen, es meldeten sich auch wiederholt ehemalige Schüler im Kloster und berichteten von den Verbrechen des Paters. Und dennoch verblieb der Serientäter bis zu seinem Tod im Kreis seiner Mitbrüder, und auch danach distanzierte das Kloster sich nicht von ihm: Im Kreuzgang der Klosterkirche befindet sich bis heute seine Grabtafel, in einer Reihe mit den anderen verstorbenen Mönchen des Klosters.

Zu einigen Fragen schweigt die Runde an diesem Abend, etwa als es um die Rolle von Erzbischof Marx geht, der öffentlich immer wieder die Aufklärung der Missbrauchsaffäre in Ettal forderte, dem Kloster wohl zu öffentlich. Und vieles bleibt im Ungefähren: Opferentschädigung? Im Prinzip ja, in realistischer Höhe. Was genau realistisch bedeutet, wollen die Mönche nicht erklären. Aufarbeitung? Ja, aber es dürfe nicht ausufern. »Wir haben ja nicht nur die Aufgabe, die Vergangenheit aufzuarbeiten, wir müssen uns auch um die Schüler kümmern, die heute im Internat sind«, sagt Ex-Abt Pater Barnabas, manche Eltern hätten schon angemahnt, der Missbrauchsskandal dürfe »nicht zum Dauerthema werden«. Vor allem, weil doch seit 1990 kaum mehr etwas vorgefallen sei.

Und immer wieder geht es um die Einordnung der Vorfälle, »systematisch« oder »schreckliche Einzelfälle«? Letztlich bleibt es dabei: Die Mönche wollen in den Verbrechen kein System sehen, weil es niemand gab, der den Missbrauch und die Gewalt gesteuert hat. Dass aber fast alle im Kloster den Missbrauch und die Gewalt hinnahmen und über Jahrzehnte niemand im Kloster den Missbrauch und die Gewalt verhinderte, blenden die Mönche heute aus.

Ein zweites Treffen, einige Tage später im Garten der Klostergaststätte. Dieses Mal spricht nur Abt Barnabas, der, obwohl als Leiter längst zurückgetreten, offenbar

weiter die Linie des Klosters vorgibt, und zum ersten Mal spricht er auch über die Reaktion des Klosters auf den Missbrauchsskandal: »Wir waren mit vielem, was über uns hereingebrochen ist, total überfordert. Auch ich war blauäugig, aber ich bin Lehrer und Theologe, und kein Psychologe oder Jurist. Deshalb waren und sind wir auf Rat von außen angewiesen.« Wenige Tage später ist zu erfahren, dass die Mönche zumindest auf den Rat des umstrittenen Ex-Politikers und Anwalts Aribert Wolf künftig wieder verzichten wollen.

Vielleicht war es tatsächlich die Unbedarftheit, vielleicht auch die nackte Angst um den Fortbestand des Klosters, die die Mönche daran hinderte, die Verbrechen der Vergangenheit entschieden aufzuklären. Darüber hinaus lässt es die Klosterleitung aber auch an Konsequenz vermissen, wenn sie zwar Pater Rupert und Pater Gabriel ihrer seelsorgerischen Pflichten enthebt, als im Februar die ersten Vorwürfe gegen sie laut werden, Pater Johannes als Wirtschaftschef des Klosters jedoch in Amt und Würden bleibt, obwohl er im März selbst einräumt, brutal zugeschlagen zu haben.

Für viele Opfer ist es mittlerweile unerheblich, ob das Kloster während der vergangenen Wochen bewusst getäuscht oder nur stümperhaft gehandelt hat. »Ich will keine salbungsvolle Entschuldigung, das interessiert mich nicht«, sagt zum Beispiel Alfons Maier, »ich will Vergeltung, auch finanziell. Ich habe meinen Preis bezahlt. Jetzt ist das Kloster an der Reihe.« Mit anderen Betroffenen hat er sich zu einer Opfergemeinschaft zusammengeschlossen, deren Verhandlungen der Münchner Rechtsanwalt Stefan Lang führen wird. Lang vertrat bereits Kapitalanleger im Streit mit der Telekom und Kunden, denen Banken wertlose Immobilien angedreht hatte.

Er weiß, dass einzelne Kläger gegen solch übermächtige Gegner wenig erreichen können - eine ganze Gruppe von Klägern dagegen schon eher. Schadensersatzverhandlungen vor Gericht wird es wohl nicht geben. Die Staatsanwaltschaft München ermittelt zwar noch gegen drei Patres, die meisten Straftaten am Kloster sind jedoch längst verjährt. Der moralische Druck wird das Kloster aber wohl zwingen, einem außergerichtlichen Täter-Opfer-Ausgleich zuzustimmen. Welche Summen am Ende dieser Verhandlungen auf das Kloster zukommen, ist völlig offen; für eine Oberschenkelfraktur oder ein Schädel-Hirn-

Trauma gibt es in Deutschland Schmerzensgeldtabellen, nicht jedoch für die Folgen von sexuellem Missbrauch eines Kindes über Jahre hinweg.

Neben einmaligen Entschädigungsleistungen fordert Lang, der selbst in Ettal Abitur machte, einen Opferfonds für künftige Notfälle. »Wer sagt uns denn, dass ein Betroffener nicht vielleicht in fünf oder zehn Jahren eine Therapie benötigt?«

Ein Anwalt aus Nordrhein-Westfalen, der vorerst anonym bleiben will und nach eigenen Angaben 32 Opfer aus Ettal vertritt, geht einen völlig anderen Weg: »Wir sprechen überhaupt nicht mit dem Kloster. Wir warten, bis die Mönche zu uns kommen, und sie werden kommen.« Er will das Kloster bloßstellen, öffentlich, vielleicht mit einem Theaterstück auf einer Wiese vor den Toren des Klosters, in dem all die Misshandlungen nachgespielt werden. Vielleicht mit wöchentlichen Anzeigen in überregionalen Zeitungen, in denen nur zu lesen sein wird, das Kloster werde nicht davonkommen mit diesen Verbrechen. Vielleicht auch etwas ganz anderes, genug Geld für seine Aktion hat er schon beisammen, sagt er, etwa zwei Millionen von Geldgebern, deren Namen er nicht preisgeben möchte.

Der Mann lächelt. »Juristisch können wir dem Kloster nichts, ist alles verjährt. Aber wir können sie in die Enge treiben, und das werden wir. So lange, bis sie uns fragen, was sie tun sollen, damit wir aufhören.« Dann will er ihnen eine Summe nennen: eine Viertelmillion Euro, für jedes Opfer. Für die Opfer dauert der Missbrauchsskandal nun schon Jahrzehnte an, für das Kloster hat er gerade erst begonnen.

- Namen von der Redaktion geändert

Am Stellpult

In keinem Beruf kann man so über Menschen herrschen wie in der Politik. Niemand macht von dieser Möglichkeit so ungeniert Gebrauch wie der CSU-Vorsitzende Horst Seehofer.

Von René Pfister, Spiegel, 16.08.2010

Ein paarmal im Jahr steigt Horst Seehofer in den Keller seines Ferienhauses in Schamhaupten, Weihnachten und Ostern, auch jetzt im Sommer, wenn er ein paar Tage frei hat. Dort unten steht seine Eisenbahn, es ist eine Märklin H0 im Maßstab 1:87, er baut seit Jahren daran. Die Eisenbahn ist ein Modell von Seehofers Leben.

Es gibt den Nachbau des Bahnhofs von Bonn, der Stadt, in der Seehofers Karriere begann. Nach dem Jahr 2004, als er wegen des Streits um die Gesundheitspolitik sein wichtigstes Amt verlor, baute er einen "Schattenbahnhof", so nennt er ihn, ein Gleis, das hinab ins Dunkel führt.

Seit neuestem hat auch Angela Merkel einen Platz in Seehofers Keller. Er hat lange überlegt, wohin er die Kanzlerin stellen soll. Vor ein paar Monaten dann schnitt er ihr Porträtfoto aus und koptierte es klein, dann klebte er es auf eine Plastikfigur und setzte sie in eine Diesellok. Seither dreht auch die Kanzlerin auf Seehofers Eisenbahn ihre Runden.

Seehofer hat sich in Schamhaupten eine Welt nach seinem Willen geformt, er steht dort am Stellpult, und die Figuren in den Zügen setzen sich in Bewegung, wenn er den Befehl dazu erteilt. Es ist ein Ort, wo sich Seehofers Spieltrieb mit seiner Lust am Herrschen paart. Beides ergibt bei ihm keine glückliche Verbindung.

Seit fast zwei Jahren bestimmt Seehofer als CSU-Chef und bayerischer Ministerpräsident die Geschicke der Republik mit, aber es ist schwer zu sagen, wohin er das Land führen will. Er versprach niedrigere Steuern, jetzt redet er vom Sparen. Er

lobte Merkels Gesundheitsfonds, jetzt will er ihn am liebsten abschaffen. Manche sagen, er wisse mit seiner Macht nichts anzufangen.

Das täuscht. Seehofer herrscht mit großem Vergnügen, nur geht es dabei selten um die Sache; er liebt es, Menschen seinen Einfluss spüren zu lassen, seine Parteifreunde, seine Mitarbeiter, sogar seine Frauen. Andere Politiker wollen Deutschland verändern, Seehofer reicht es, wenn er Menschen steuern kann wie seine Eisenbahn.

Manchmal scheint es, als wäre er vor allem deshalb CSU-Chef geworden, damit die echte Welt und die Kellerwelt in Schamhaupten miteinander verwachsen. Er war jahrelang ein Fachpolitiker, der Mann fürs Detail. Jetzt hat er ein zweites Stellpult, und das steht in der bayerischen Staatskanzlei.

Wenn man ihn dort trifft, fällt als Erstes seine Gelassenheit auf. Seine Bewegungen sind gravitatisch und kontrolliert, die Beamten wirbeln, aber Seehofer bleibt ruhig. Er wirkt wie ein alter weiser König, sein graues Haupt überragt alle. Hinter der majestätischen Fassade steckt jedoch ein ganz anderer Seehofer, ein Mann, der gern spielt, mit Menschen noch lieber als mit Eisenbahnen. Warum ist das so?

"Jetzt bin ich nichts mehr." Walter Eisenhart kann sich noch gut an den Satz erinnern. Seehofer saß bei seinem Freund in Eichstätt, gerade hatte er seinen Posten als Fraktionsvize abgeben müssen, weil er Merkels Kopfpauschale nicht mitmachen wollte. Es war im November 2004. Seehofer war geschockt, er wirkte wie aufgelöst.

Eisenhart ist ein freundlicher Mann mit einem offenen Gesicht, er kommt gerade von der Uni, wo er als Dozent für Politikwissenschaft arbeitet. Die beiden kennen sich seit 16 Jahren, Eisenhart war mal Vorsitzender der örtlichen CSU. "Ich wollte ihn rausholen aus dem Tal der Selbstbemitleidung", sagt er.

Eisenhart schlug Seehofer damals vor, seinen Frust in einem Kabarettstück zu verarbeiten, eine kleine Psychotherapie auf der Bühne. Eisenhart schwebte ein Beichtgespräch vor, Seehofer sollte Walter Mixa spielen, der damals noch Bischof von Eichstätt war, Eisenhart selbst wollte in die Rolle Seehofers schlüpfen, der dem fiktiven Mixa seine Sünden offenbart.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

"Wir bringen dich in die Schlagzeilen ohne die Politik", sagte Eisenhart zu Seehofer. Das fand Seehofer gut. Schlagzeilen findet Seehofer immer gut.

Die beiden schlossen sich im Kloster Plankstetten ein und schrieben Tag und Nacht, für Seehofer war es wie eine Befreiung, er schrieb sich die Wut von der Seele. Dauernd fielen ihm fiese Spitzen gegen Merkel und Edmund Stoiber ein. Spottlust steckte schon immer in ihm, aber nun trat etwas Neues hervor, das Vergnügen, es seinen Rivalen heimzuzahlen.

Einmal legte er Eisenhart eine Szene auf den Tisch, in der Beichtvater Mixa den Sünder Seehofer fragt, ob er unkeusche Gedanken habe, wenn er an Angela Merkel denke. Der antwortet: "Vater, ich habe schon vieles angestellt, aber Wunder kann ich nicht vollbringen."

Eisenhart fand das zu hart. "Horst, den Witz über die Merkel können wir nicht bringen."

"Klar", sagte Seehofer. Es war, als ob ein Feuer in ihm brannte.

Viermal traten Eisenhart und Seehofer zusammen auf, es waren nur kleine Bühnen, sie spielten im Gasthof Meierbeck in Gerolfing und in Lenting beim Starkbierfest. Aber das machte nichts. Seehofer badete in der Sympathie seiner Zuhörer. In Berlin war er ein Niemand, aber hier, in der Heimat, war er plötzlich der einsame Held, der gegen die Giganten in der Hauptstadt kämpft.

Eine Weile blieb es ruhig um Seehofer, doch dann begannen die Verhältnisse in der CSU zu tanzen. Stoiber stürzte, und die Partei suchte ihr Heil in Erwin Huber und Günther Beckstein, die sich bald als zu klein erwiesen für die riesigen Ansprüche der CSU.

Am Ende gab es nur noch Seehofer. Der Mann, der fast an einer Entzündung des Herzmuskels gestorben wäre, dann zum Irren erklärt wurde wegen seines Kampfes gegen die Prämie und schließlich den Spott wegen seiner Affäre mit einer Bundestagsmitarbeiterin ertragen musste - er war plötzlich der Retter, die letzte Chance der CSU. Vielleicht ist es schwer, da nicht seinen Allmachtsphantasien zu erliegen.

Christine Haderthauer hat darunter leiden müssen. Haderthauer und Seehofer kommen beide aus Ingolstadt, es gab Zeiten, da trafen sie sich im Dezember beim Meierbeck in Gerolfing, dem Heimatdorf Seehofers. Sie sangen "Stille Nacht" und aßen Spekulatius. Seehofer war noch Abgeordneter in Berlin, er sagte, Haderthauer sei eines der großen Talente der CSU.

Dann entschied sie sich, Generalsekretärin unter Erwin Huber zu werden, Seehofers Erzfeind. Plötzlich fiel Seehofer nur Schlechtes zu Haderthauer ein. Die Christine könne das nicht, sagte er, wenn Journalisten um ihn herumstanden. Als Seehofer die Macht in der CSU übernahm, dachte Haderthauer, ihre letzte Stunde habe geschlagen.

Die Ministerien wurden verteilt, und am Ende klingelte doch noch Haderthauers Handy. Seehofer bot ihr das Sozialministerium an, aber er fand kaum freundliche Worte. "Du warst schon unter der Erde, jetzt habe ich dich noch mal aus dem Sarg geholt", sagte er. Er lachte dabei, es war das Lachen eines Mannes, der weiß, dass er nun Karrieren mit einem Anruf beflügeln oder beenden kann.

Natürlich genießt jeder Politiker seinen Einfluss, er ist die Währung, mit der Menschen in diesem Metier entlohnt werden. Aber die Macht wird in der Demokratie durch Regeln beschränkt, das unterscheidet Herrschaft von der Willkürherrschaft. Seehofer liebt es, jeden Tag die Regeln zu ändern, er regiert die CSU wie ein absoluter Monarch.

Mitte April ist er in seinem BMW unterwegs ins Allgäu, er will eine Hauptschule besuchen. Die Zeitungen schreiben über die Aschewolke des Eyjafjallajökull und die Wahl in Nordrhein-Westfalen, über die CSU schreiben sie kaum. Seehofer wird muffelig. Er klappt seine Mappe zu und sagt: "Ich sage doch immer meinen Leuten in Berlin: Brust raus, ihr müsst bundespolitisch wahrnehmbar sein."

Es kommt vor, dass Seehofer SMS an Parteifreunde verschickt, die ihm zu leise erscheinen. "Wo bleibt die Revolution", schreibt er dann. Wenn einer das wörtlich nimmt und wirklich eine Revolution lostritt wie Verteidigungsminister Karl-Theodor zu Guttenberg, der die Wehrpflicht abschaffen will, ist Seehofer entsetzt.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Seehofers Kolonne rollt vor die Hauptschule. Er muss erst einmal in den Werkraum, die Schüler haben einen Holzstamm vorbereitet, den Seehofer mit einem Fuchsschwanz durchsägen soll. Er macht sich gleich ans Werk, er kämpft und schwitzt, am Ende bricht das Stück entzwei. "Ihr habt wohl gedacht, wir Politiker sind ganz blöd", sagt Seehofer, in ihm steckt noch Energie, die muss jetzt raus. In der Ecke steht Beate Merk rum, seine Justizministerin, eine dünne Blondine auf Stöckelschuhen.

"Ja, was macht denn die Justizministerin?", sagt Seehofer, in seinem Gesicht steht gespielte Empörung "Die steht da und tut nix!" Merk lächelt gequält.

Natürlich, ein Witz, aber das ist das Problem mit seiner speziellen Form der Personalführung. Er ist der Diktator mit der Narrenkappe. Wenn sich seine Opfer wehren, schüttelt er verständnislos den Kopf. Stellt euch nicht so an, könnt ihr nicht mal einen Scherz vertragen?

Michael Glos wollte das irgendwann nicht mehr mitmachen. Er war mal CSU-Landesgruppenchef, dann machte ihn Edmund Stoiber zum Wirtschaftsminister, aber er gab eher eine traurige Figur ab, er tappte durch Berlin wie ein Landrat, der sich in die große Politik verirrt hat.

Er sitzt jetzt in einer kleinen Kammer über der Parlamentarischen Gesellschaft, er sieht irgendwie geschrumpft aus, seit er nicht mehr Minister ist. Das Sakko schlackert ihm um die Schultern.

"Ich bin jetzt der Knecht vom Mißfelder", sagt Glos. Er lacht sein kehliges Lachen, er klingt wie Barney Geröllheimer von den Feuersteins. Philipp Mißfelder ist 30 und außenpolitischer Sprecher der Union. Glos wird im Dezember 66 und ist einfaches Mitglied im Auswärtigen Ausschuss.

Michael Glos hat Horst Seehofer schon immer für unfähig gehalten, eine Partei zu führen.

Er hat ihn zwar beneidet um sein Redetalent, aber er kennt auch Seehofers Neigung, an allen Rache zu nehmen, die ihm mal im Weg standen. "Wenn Sie eine

Münze nehmen, dann ist die Rückseite immer auch dabei." Glos kennt Seehofers Rückseite sehr genau. Sie waren ein Leben lang Rivalen.

Als Seehofer Parteichef wurde, war Glos' letzte Waffe der Rücktritt, die Selbstentlebung erschien ihm würdevoller als ein Leben unter Seehofer. An einem Samstag, Seehofer saß gerade in der Sicherheitskonferenz in München, wurde dem Parteichef die Nachricht von Glos' Abschied aus dem Kabinett hereingereicht.

Sie traf ohne Vorwarnung und vermasselte ihm das ganze Wochenende. Glos freut sich noch heute, wenn er daran denkt. "Wenn einer schon auf dem Grill liegt, und er springt dann von selbst runter, das mag der Horst gar nicht."

Es gibt viele Leute wie Glos, Leute, für die in Seehofers Welt kein Platz mehr ist. Thomas Goppel gehört dazu, der ehemalige bayerische Wissenschaftsminister, auch der frühere Staatskanzleichef Eberhard Sinner.

Das Interessante ist, wie Seehofer mit den Feinden von gestern umgeht. Er versucht nicht, sich mit ihnen zu versöhnen. Es wäre einfach, denn er hat jetzt die Macht, und sie liegen am Wegesrand. Aber Seehofer blickt auf sie wie ein siegreicher Feldherr, er nennt sie "mein Lazarett" und kichert. Man muss unwillkürlich an einen Saal mit Verehrten denken, die blutige Binden um den Kopf tragen.

Er hat niemanden, der ihn bei diesem Gebaren bremst. Fast jeder Spitzenpolitiker hat einen oder zwei Berater, die auch ein offenes Wort wagen dürfen, wenn es sein muss. Kanzlerin Angela Merkel hört auf ihre Büroleiterin Beate Baumann, Roland Koch auf seinen Sprecher Dirk Metz.

Die Versuchung der Politik liegt auch darin, dass man sich ständig der eigenen Großartigkeit versichern kann, durch Wagenkolonnen und Blaulicht, auch durch die Journalisten, die jedes Wort gleich millionenfach vervielfältigen und auf verborgene Gemeinheiten abklopfen. Es ist schwer, da nicht abzuheben.

Seehofer steht ganz allein an seinem Stellpult in der Staatskanzlei. Als er noch Gesundheitsminister in Bonn war, brach sein Büroleiter Manfred Lang den Urlaub ab, wenn Seehofer ein Detail zur Gesundheitsreform nicht verstand. Im Berliner Agrarministerium hatte seine Sprecherin Ulrike Hinrichs Arbeitszeiten, wie man sie

sonst nur in indischen T-Shirt-Fabriken kennt. Es waren Bedienstete, aber Bedienstete auf Augenhöhe.

Doch am Ende stieß er seine engsten Getreuen immer weg, wie jeder narzisstische Charakter liebt er es, die Gunst so schnell zu entziehen, wie er sie verteilt hat, einfach so, ohne ein Wort der Begründung.

Als Seehofer zuletzt Martin Neumeyer versetzte, den Mann, der ihn in seinen ersten Monaten in der Münchner Staatskanzlei beriet, macht er als letzten Gruß noch einen Witz auf dessen Kosten. Es gibt eine kleine Feier, Neumeyer hält eine Rede, er will sich persönlich von seinen Mitarbeitern verabschieden. Seehofer feixt danach: "Herr Neumeyer, das war keine Abschiedsrede, das war ja eine Regierungserklärung!"

Ende April bricht Seehofer zu einer Reise mit großer Entourage nach China auf, auch Karin Seehofer ist dabei. Zu Beginn ist ein Besuch auf dem Platz des Himmlischen Friedens in Peking vorgesehen, die mitreisenden Fotografen betteln um ein Bild des Ehepaars Seehofer unter dem mächtigen Porträt von Mao Zedong.

Seehofer dreht sich um und ruft: "Ja wo ist denn die Karin? Karin, komm, die wollen ein Foto." Die beiden postieren sich und knipsen ein Lächeln an, dann gibt er seiner Frau einen Klaps auf die Schulter, sie verschwindet weisungsgemäß in der Menschenmenge.

Abends sitzt Seehofer im Hotel mit der Wirtschaftsdelegation oder den Journalisten zusammen, Karin Seehofer wartet meistens im Vorzimmer. Wenn Seehofer müde wird und ins Bett will, winkt er einen Sicherheitsbeamten zu sich heran und sagt: "Herr Wiedemann, Sie haben mir meine Frau noch nicht beigebracht."

Seehofer wirkt, als habe er sich einen Schutzanzug angelegt, nichts dringt da mehr durch, nicht die Angriffe seiner Parteifreunde, auch nicht die Gleichgültigkeit in seiner Ehe. Karin Seehofer hat sich damit abgefunden, dass ihr Mann über Jahre eine Affäre mit der ehemaligen Bundestagsmitarbeiterin Anette Fröhlich hatte, sie hat einfach gewartet, bis er sich, nach langen quälenden Monaten, für sie entschied.

Jetzt wirken die beiden wie ein Paar, das nur noch durch Seehofers Amt zusammengeschweißt wird. Er ist der Ministerpräsident, sie die First Lady. Das muss

genügen. Manchmal, wenn Karin Seehofer in China vom Damenprogramm zurückkehrt, legt er ihr die Hand auf die Schulter. Es ist eine kleine Geste der Zuneigung, doch ihre Arme baumeln schlaff am Körper.

Er muss jetzt noch mal raus, ran ans Volk. Drei Stunden saß er im Rathaus von Kempten, Kabinettsitzung in der bayerischen Provinz, es ging um die Breitbandverkabelung von Schwaben, es war fade Lokalpolitik.

Auf der anderen Seite des Rathausplatzes stehen einige Bürger und blinzeln in die Mittagssonne. "Wie geht's euch?", ruft Seehofer. Schweigen. "Ist doch schön hier!", setzt der Ministerpräsident nach. Stummes Kopfnicken. Da tritt ein kleiner Mann mit einem Bauch wie ein Ballon vor und fragt, ob Seehofer abgenommen habe. "Zehn Kilo", bestätigt Seehofer. Er streicht zufrieden über seinen Bauch.

Nun entspinnt sich ein fröhliches Gespräch über die Mühen der Diät im fortgeschrittenen Alter, für ein paar Sekunden ist Seehofer nicht Ministerpräsident, sondern Mensch im Kampf gegen Speckröllchen. Großes Gelächter. "Macht's gut", ruft Seehofer und schüttelt Hände zum Abschied. Dann steigt er in sein Auto.

Für einen Moment scheint es so, als habe doch alles noch ein Ziel, als mache Seehofer nicht nur Politik für Seehofer. "Mein Verbündeter ist das Volk", sagte er oft, als er noch einfacher Abgeordneter in Berlin war.

Aus der Seitenablage der Limousine zieht er jetzt feuchte Desinfektionstücher, sie riechen stechend nach Zitrone. Er fährt sich damit über die Innenflächen der Hände. Es sieht aus, als wolle er sich den Bürgerkontakt abwaschen.

Das Hellas-Kartell

Mit mehr als 100 Milliarden Euro soll Griechenland gerettet werden. Das könnte ein schöner Traum bleiben. Eine Nachforschung in Athen.

Von Christiane Schlötzer, Süddeutsche Zeitung, 22. Juli 2010

Hätte das Land mehr Diener und weniger Herren, mehr Männer wie diesen schmalschultrigen Versicherungsvertreter, vielleicht wäre dann alles gut gegangen in Hellas.

Pantelis Kavvadas stellt ein Glas mit Zuckersirup auf den Tisch, darin schwimmen grüne Pistazien, eine Spezialität seiner Heimatinsel Chios. Als wollte er sagen, ich habe den Boden unter den Füßen nicht verloren, ich weiß, wo meine Wurzeln sind. Neben das bauchige Pistazienglas legt der Mann ein Papierkonvolut, dick wie drei aufeinander gestapelte Fladenbrote. Das Deckblatt ziert der Schriftzug: Elliniki Dimokratia . Das ist die offizielle Bezeichnung Griechenlands.

Pantelis Kavvadas kennt jedes Blatt in dem Papierberg. Er war Beamter. Als 18-Jähriger fing er an, seinem Staat zu dienen. „Ich wollte alles richtig machen“, sagt er. Nach 29 Jahren hat er den Dienst quittiert, weil die griechische Republik nicht wissen wollte, was er, der Hartnäckige, herausgefunden hat.

Seit vier Jahren ist er nun nicht mehr Diener. „Ich kann wieder gut schlafen.“ Er fühle sich frei, sagt Kavvadas. Und er hat immer noch diesen dicken Bericht, den damals, als er fertig war, im August 2006, kaum einer lesen wollte. Wohin er ihn auch brachte, überall verschwand er in Schubladen.

Jetzt sollten sich eigentlich viele für das Konvolut interessieren, die EU-Kommission zum Beispiel, die ihre Prüfer fast wöchentlich nach Athen schickt, und der Internationale Währungsfonds, oder die Politiker in Berlin. Alle, die Griechenland mit Krediten vor dem Bankrott retten wollen. Wenn sich nämlich nichts ändert an

dem, was Kavadas aufgeschrieben hat, dann werden die vielen Milliarden, die nun nach Athen fließen, in einem schwarzen Loch verschwinden. So viel kann man schon sagen.

Der Beamte hatte damals, in den Jahren 2003 und 2004, einen bösen Verdacht. Er war staatlicher Prüfer für die öffentlichen Krankenhäuser, und er glaubte, dass die Preise für medizinische Produkte – Dialysefilter für Nierenkranke zum Beispiel, oder Stents, die man für kranke Herzen braucht – in Griechenland viel höher sind als im Rest der EU. Die Krankenhäuser verschlingen in Hellas einen riesigen Brocken des staatlichen Budgets. Die Schulden aus den Kliniken haben sich dermaßen aufgehäuft, dass Athen sie vor der EU lieber gleich ganz versteckt hat. Als dies entdeckt wurde, schnellten die offiziellen Defizitzahlen in die Höhe, was letztlich mit zur gegenwärtigen griechischen Krise geführt hat.

Kavadas recherchierte auf eigene Faust. Er bat die griechischen Botschaften in Belgien, den Niederlanden, Großbritannien und in Deutschland um Mithilfe. Das Ergebnis war gleich null. Dann ließ er den griechischen Handelsattaché in Den Haag die 15 größten Hospitäler der Stadt anschreiben und erfuhr lediglich, Verträge mit Lieferanten seien „Privatsache“. Nur aus Frankreich kamen ein paar Daten, und als Kavadas dann noch das Zollamt in Zypern befragte, da hatte er zumindest ein paar Belege.

Zum Beispiel Defibrillatoren, Maschinen, die ein flatterndes Herz wieder in Takt bringen: In Zypern kostete ein solches Gerät 11 000 Euro, in Frankreich waren es 15 000. In Griechenland aber wurden dafür 43 000 Euro verlangt.

Das gleiche Muster bei Klinikmaterial: „Bei uns war vieles vier bis fünf Mal, ja bisweilen zehn Mal so teuer“, sagt der Ex-Prüfer. Er erinnert sich beispielsweise an Dialysefilter der deutschen Firma Fresenius, die in Zypern 2005 für 12 bis 17 Euro zu haben gewesen seien, in Griechenland aber für 50 bis 66 Euro. Er fand Offshore-Firmen, registriert in Zypern oder Barbados, die Produkte internationaler Pharmahersteller ein- und wieder ausführten. Bis sie in Hellas ankamen, waren sie wundersamerweise viel wertvoller als vor der langen Reise.

Wer wissen will, wie der griechische Staat sich ins Unglück geritten hat, der kann in einem Athener Gartenlokal, in dem das Stimmengewirr Schutz vor Lauschern bietet, den unauffälligen Herrn Kavvadas treffen; er kann auch mit Politikern reden, die einen Tag später anrufen und ihre Aussagen korrigieren. Oder er kann das erste Gerichtsurteil lesen, das sich mit hellenischen Phantasiepreisen befasst und jüngst in Großbritannien erging, gegen den Ex-Vizepräsidenten der Firma DePuy, die zum US-Multi Johnson & Johnson gehört. Ein Kunstknie, heißt es da, koste in Athen das Doppelte des EU-Durchschnitts. Verurteilt wurde der Manager wegen Korruption.

Die EU war schon fast euphorisch, weil Griechenland jetzt so viel tut für die 110 Milliarden Euro, die Europa und der Währungsfonds Athen in den kommenden drei Jahren geben werden; für 22 Milliarden garantiert Deutschland. Weil Athen Ausgaben und Renten kürzt und Steuern erhöht, so dass das Riesendefizit bereits leicht geschrumpft ist.

Im labyrinthischen hellenischen Gesundheitswesen aber sehen die EU-Kontrolleure weiterhin das größte Risiko für eine griechische Genesung. Schon deshalb, weil niemand weiß, wie hoch die Klinikschulden von 2006 bis heute sind, wie viel für überteuerte Rechnungen noch bezahlt werden muss. Sind es sechs oder sieben Milliarden Euro? Oder mehr? Die Sanierung des Krankenwesens gilt nun als Schlüsselaufgabe. Schließlich zeigt sich hier, wie auf dem Seziertisch, was geschieht, wenn ein Staat selbst krank ist und die Kontrolle verliert.

Kavvadas, den nervigen Prüfer, wollten sie versetzen, weil er zu viel fragte und zu viel wusste. Beispielsweise, dass ein Krankenhaus in Athen nur Dialysefilter einer einzigen Firma benutzte. Mit der Begründung: Sie seien mit anderen Filtern „nicht vergleichbar“. Ein zweites Staatshospital nahm nur Material eines anderen Herstellers, auch diese Präparate waren angeblich „unvergleichbar“. Der 51-jährige Kavvadas kann sich das nur so erklären: Es ist ein Kartell am Werk. Und für die Verwendung bestimmter Produkte fließt Schwarzgeld, weitergereicht unterm Operationstisch, über den Apothekentresen, in Politikerbüros. Das werde dann in die Preise eingerechnet. 2005 hätten alle Lieferanten, weil der Staat schon ziemlich klamm war, einen pauschalen Preisabschlag von 20 Prozent akzeptiert. Ohne viel Murren, wie sich

Kavvadas erinnert. Was vermuten lässt, dass alle wussten, dass etwas nicht stimmt in Hellas.

Sind Menschen krank, tun sie meist alles, um wieder gesund zu werden, nichts ist ihnen zu teuer. Und sie quälen sich mit der Frage, was habe ich falsch gemacht, dass ich so leiden muss, auch wenn die Ursachenforschung meist müßig ist. Ist ein Staat krank, lässt sich das Organversagen ganz gut ergründen. Eine wesentliche Rolle spielt im hellenischen Fall ein Gesetz aus dem Jahr 2001. Damals regierte, wie heute wieder, die sozialistische Pasok-Partei. Das Gesetz mit der Nummer 2955 besagte, dass die staatlichen Krankenhäuser auch ohne öffentliche Ausschreibungen, also ohne Suche nach dem jeweils günstigsten Anbieter, einkaufen dürfen, vorausgesetzt: Produkte sind „nicht vergleichbar“ oder dienen einem „speziellen Bedarf des Patienten“. Näheres regle ein Dekret.

Solche Dekrete wurden dann über die Jahre hinweg reichlich verfasst, so viele, bis die Ausnahme die Regel war, bis praktisch jedes menschliche Ersatzteil, vom Hüftgelenk bis zum kleinsten Knöchelchen in diese Kategorie fiel. Augenlinsen ebenso wie Herzschrittmacher. Lange Listen mit Höchstpreisen regelten den Markt, gedruckt auf Regierungspapier. Ein zwölfseitiges Dekret zu Dialysefiltern enthält gar konkrete Produktbezeichnungen mit Preisen und Firmennamen, quer durch den europäischen Markt. Einigen Leuten in den Amtsstuben wurde da schon ein wenig schwummrig ob der offensichtlichen Verstöße gegen europäisches Wettbewerbsrecht.

„Dieses Gesetz wird uns mit mathematischer Genauigkeit vor den Europäischen Gerichtshof bringen“, warnte schon damals die Vizeministerin für das Gesundheitswesen, Elpida Tsouri. Sie hat ihre Bedenken aufgeschrieben, in einem Brief an den damaligen Regierungschef Kostas Simitis. Tsouri sah, was kommen könnte. „Wir haben die Bedingungen geschaffen für ein Erpressungsverhalten von Seiten der medizinischen Versorgungsunternehmen.“ Das gefährde die Finanzen des Staates.

Elpida Tsouri kann man im Café des Parlaments treffen, vor sich ein trockenes Sandwich, das sie kaum anrührt. Sie ist Abgeordnete der Regierungspartei Pasok, die nun entscheiden muss, wie die horrenden Altschulden bei den Pharmafirmen bezahlt

werden. Die Abstimmung soll an diesem Tag stattfinden . Sie könnte zu einer peinlichen Stunde der Wahrheit werden, weil ein Gesetz erst alle Einkäufe der Vergangenheit für „legal“ erklären muss, bevor die Rechnungen beglichen werden können.

„Wir wussten, dass die Preise höher sind als im Rest Europas“, sagt Tsouri. Die EU hätte „vor vielen Jahren schon eingreifen müssen“. Tsouri spricht von einem „Dreieck“ aus griechischen Zwischenhändlern der Pharmahersteller, Staat und Ärzten. Man hat zuletzt ein paar Konten von Chefarzten geöffnet und viele Millionen gefunden. Wer die Konten gefüllt hat, ist bislang nicht bekannt. Tsouri nimmt einen Schluck Wasser zum drögen Sandwich und sagt, es sei „unmöglich“, dass die Hersteller der Produkte, ob in Deutschland, Italien oder Japan, von den griechischen Gepflogenheiten „nichts gewusst haben“. Leider kann man das schwer überprüfen.

Das Unternehmen Fresenius in Deutschland zum Beispiel beruft sich auf seine „Vertriebspartner“ in Hellas, weshalb man sich nicht zur Preisgestaltung äußern könne. Auf Nachfragen, ob man nicht wenigstens mitteilen könne, ob die Athener Preise sich im EU-Vergleich auf hohem oder auf durchschnittlichem Niveau bewegten, verweist das Unternehmen auf „nationale Vorschriften“, wie „Verpackungsbeschaffenheiten (Glas, Plastik, Beutel)“. Auch die deutsche Firma B. Braun will „aus Wettbewerbsgründen“ keine Auskünfte geben und spricht von „lokalen Marktpreisen“ europaweit verkaufter Produkte.

Der griechische Journalist Antonis Karakousis bekommt momentan viele Mails und Anrufe, weil er in seiner Zeitung To Vima über ein „Kartell der weißen Kittel“ geschrieben hat. Dieses Kartell habe jahrelang profitiert von laxen Kontrollen und willfährigen Helfern in Amtsstuben. „Die Gesellschaft will das alles nicht mehr bezahlen“, sagt Karakousis. Und weil das Finanzministerium, getrieben von EU und Währungsfonds, nun überall nach Schwarzgeldkonten suche, werde quasi nebenbei auch der stinkende Klinikmüll umgewühlt. „Es gibt sehr viel Druck, etwas zu ändern“, meint der Journalist.

Wenn das so ist, müsste das eigentlich ein Mann zuerst merken, der direkt an der Front arbeitet, dort, wo es um Leben und Tod geht. Der Chefarzt behandelt

Krebspatienten und möchte lieber anonym bleiben. In der Eingangshalle seiner Klinik glänzt der Marmor, auf seiner Station aber gibt es Fünf-Bett-Zimmer, in denen die stickige Juli-Hitze steht. Türen und Fenster sind geöffnet, aber kein Lüftchen regt sich. Der Doktor geht ins Freie, in ein kleines Café zwischen ein paar Pflanzenkübeln. Er will in seiner Klinik lieber nicht reden.

„Das ist ein Dschungel“, sagt der Mann mit dem rundlichen Kopf. Der Urwald beginne gleich am Eingang seiner Klinik. Da befinde sich die Apotheke, und dort werde viel telefoniert. Apothekenmitarbeiter informierten die Pharmalieferanten über das „Verschreibungsprofil“ der Ärzte. Die Pharmavertreter treffe er dann ständig auf den Klinikfluren, sagt der Arzt. Einige Krankenhausdirektoren hätten versucht, dieses Herumspazieren zu verbieten. Das Gesundheitsministerium aber habe erst jüngst wieder gestattet, dass die Vertreter dreimal pro Woche auftauchen dürften. „Sie sind praktisch jeden Tag da.“

Und die Firmen ließen sich nicht lumpen, wenn Ärzte fleißig verschreiben. Die Folge seien Überdosierung, unnötige Behandlungen. „Die Patienten kommen für einen simplen Test und verlassen die Klinik mit einer hochspezialisierten Untersuchung.“ Schon Medizinstudenten ließen sich Picknicks von den Firmen finanzieren. „Griechenland ist zum Eldorado der Pharmabranche geworden.“

Was das heißt, hat Jannis Papadopoulos erforscht. Er ist 72 Jahre alt, selbst Arzt und arbeitet für eine private Krankenkasse. Auf seinem Schreibtisch stapeln sich die Studien. Papadopoulos ermittelt, was die Griechen schlucken: im Durchschnitt fast doppelt so viele Medikamente wie die Deutschen. Der Mann glaubt, dies mache die Menschen eher krank. Ein Insider hat ihm eine Liste geschickt, in der die Firmengeschenke für Mediziner eines einzigen Distrikts auf Kreta aufgeführt sind. Es ist eine lange Reihe mit Namen und Summen.

Die griechische Arzneimittelbehörde möchte den Verbrauch jetzt senken, weil das alles nicht mehr zu bezahlen ist. Die Ausgaben für Medikamente sollen von jährlich fünf Milliarden Euro auf knapp vier Milliarden sinken, bis Ende 2010. Die Behörde untersteht Gesundheitsministerin Marlisia Xenogiannakopoulou. Die verhandelte zuletzt mit der Branche über eine nachträgliche Preisreduzierung für die

offenen Rechnungen. Jahrelang hätten die internationalen Hersteller große Summen „mit überteuerten Produkten“ verdient, schimpfte die Ministerin. Von einigen Firmen wurden die Verhandlungen auf besondere Weise begleitet. Sie verringerten ihre Lieferungen, bis Krankenhausärzte klagten, ihnen fehlten Tests für Hepatitis, Aids und Tuberkulose und Röntgenfilme.

„Der Staat wird sich nicht erpressen lassen“, ließ die Ministerin wissen. „Die Party im Gesundheitswesen ist vorbei.“ Was sie nicht sagte: Dass ihr Staat die internationale Pharmagemeinde zu dieser Party selbst eingeladen hat.

Und Ministerin Xenogiannakopoulou war auch damals schon dabei, als das große Fest begann, als Generalsekretärin im Handelsministerium. Ihre Unterschrift findet sich auch auf offiziellen Papieren, die dafür sorgten, dass der Staat fast überall auf Ausschreibungen im Gesundheitswesen verzichtete. Das hat das Hellas-Kartell erst möglich gemacht.

Die konservative Opposition hat dies damals kritisiert – und als sie 2004 an die Macht kam, genauso weitergemacht. Auch eine Ermahnung durch den Europäischen Gerichtshof änderte 2007 nichts. Erst als im Juni 2009 die EU mit einer erneuten Befassung des Gerichts drohte, wegen fortdauernder Verletzung der Wettbewerbsvorschriften, wurde im August 2009 das Sündenfall-Gesetz von 2001 aufgehoben. Erste Ausschreibungen soll es nun im Herbst geben. Aber die wurden schon oft versprochen.

An der griechischen Laxheit haben internationale Konzerne offenbar keinen Anstoß genommen, sie haben sich im Gegenteil wohl bestens arrangiert damit. Dafür kann man dann schon mal auf das Bezahlen von Rechnungen lange warten, wenn am Ende die Summe stimmt. Ein Untersuchungsausschuss zur Siemens-Affäre im Athener Parlament hat soeben ermittelt, dass der Münchner Konzern nicht nur, wie bereits bekannt, für Verträge im Bereich Telekommunikation in Hellas Schmiergelder zahlte. In dem 800-Seiten-Bericht ist auch von 164 Kontrakten mit Hospitälern die Rede. Die Medizingeräte sollen überteuert gewesen sein, die Einkäufe erfolgten, wie es heißt, ohne lange Verhandlungen.

Das Krankenhaus Evangelismos ist das größte des Landes, es steht wie ein havariertes Tanker mitten in Athen, unweit des Parlaments. Auf den Gängen stehen verschlissene blaue Sofas. Den Kardiologen Elias Sioras stört das nicht. Was ihn schmerzt: Dass ein blutstillendes Pulver, das in anderen EU-Ländern für weniger als 100 Euro zu haben sei, in Athen 500 Euro koste. Sioras ärgert auch, dass ein Arzt wie er nach 30 Dienstjahren nur 2700 Euro netto im Monat verdiene. Das mache anfällig für Geschenke. Diejenigen, die nicht mitspielen wollten, seien „eine Minderheit“, sagt der Doktor müde.

Im elften Stock des Evangelismos hat Michail Theodorou einen phantastischen Blick auf Athen. Das passt, denn der Mann war bei den griechischen Luftstreitkräften, bis er vor drei Monaten Generalmanager des Krankenhauses wurde. Aus der Vogelperspektive erscheint Theodorou alles ganz einfach. Die Klinik wird künftig ein festes Budget haben, auch das gab es bisher nicht, was Kontrollen sehr schwer machte. „Wir müssen Respekt vor öffentlichen Geldern haben“, sagt der Chef mit dem aufgeräumten Schreibtisch und verkündet mit Stolz, dass ihm in den ersten Wochen bereits eine beachtliche Verminderung der Kosten gelungen sei. Wie gesagt, von oben gesehen, gibt es Hoffnung.

Aber unterhalb der Chefetage, in den Katakomben seines Krankenhauses, existiert eine Welt, die der Manager noch nicht so richtig versteht. Vor kurzem beispielsweise, als der Preis für Herz-Stents reduziert wurde, hat er festgestellt, dass die Ärzte dann „eben zwei statt einen Stent“ verwendet hätten.

Der Kamelhändler

Hans-Joachim Fuchtel, CDU-Abgeordneter aus Calw, darf nach 22 Jahren im Bundestag der Bundesregierung als Parlamentarischer Staatssekretär dienen. Warum?

Von Christoph Schwennicke Spiegel, 07.12.2009

Das Martini-Club in Freudenstadt hat unverkennbar Zeiten erlebt, in denen es mit der Gegenwart erfolgreicher Schritt halten konnte. Die DJs blenden gerade von "Brick House" zu "Last Night a DJ Saved My Life" über, als ein Mann im Raum auftaucht, der im Schimmerlicht an jenen Herrn erinnert, der Deutschland regierte zu Zeiten, als das Martini-Club noch in Mode war.

An Helmut Kohl.

Es sei schön, "solch einen großen Herrn in unserer Mitte zu haben", sagt der Sportkreisvorsitzende auf der Bühne des Tanzpalastes, und der massige Mann erwidert, er komme ja schon seit 20 Jahren zu dieser Sportlerehrung, "da hoffe ich, dass Sie jetzt auch einen Staatssekretär der Bundesregierung hier ertragen".

Staatssekretär der Bundesregierung. Er macht eine Pause, damit sich der Beifall in ihr ausbreiten kann.

Hans-Joachim Fuchtel, 57, ist ganz oben angekommen. Seit vier Wochen darf er sich Parlamentarischer Staatssekretär im Arbeits- und Sozialministerium nennen. Nach 22 Jahren in Bonn und Berlin und über 40 Jahren in der CDU. 1968 trat er in die Junge Union ein, seit 1987 sitzt er weitgehend unbemerkt für den Wahlkreis Calw im Bundestag. Aufgefallen war er zuletzt dadurch, dass er sowohl bei der Wiederwahl des Bundespräsidenten im Mai als auch bei der Wiederwahl der Bundeskanzlerin im Oktober bei den Abstimmungen als Schriftführer des Bundestagspräsidenten die

Namenslisten des Plenums vorlas. Nachname, Vorname. Nachname, Vorname.

Fehlerfrei.

Wieso, fragt man sich, wird einer, der im Bundestag die Namen vorliest, einer, der 22 Jahre im Bundestag nicht weiter aufgefallen ist, zum Ersatzminister, darf Reden in Vertretung des Ministers halten und auf der Kabinettsbank Platz nehmen, so wie am vorherigen Donnerstag, als er in der ersten Reihe saß für seinen angeschlagenen Minister Franz Josef Jung? Einer, der von sich selbst auf seiner Homepage bis vor kurzem sagte, er sei "kein politischer Promi" sondern "ein Abgeordneter mit einem großen Wahlkreis"?

Der Mensch Fuchtel ist ein durch und durch durchschnittlicher Bundestagsabgeordneter aus dem nördlichen Schwarzwald. Das Modell Fuchtel aber verrät einiges über die Mechanismen der Politik in Berlin, darüber, wie die kleinen Rädchen in die großen greifen. Es verrät auch viel über das filigrane Belohnungs- und Ruhigstellungssystem, das jenes Mischwesen des Parlamentarischen Staatssekretärs geschaffen hat.

Rein sachlich betrachtet ist der Parlamentarische Staatssekretär das überflüssigste Wesen des deutschen Politikbetriebs. Nichts würde fehlen, gäbe es ihn nicht. Der "Parlamentarische" ist Zierrat, eine Nippesfigur aus Fleisch und Blut. Und es ist wie mit Nippes auf dem Büchersims: Wenn man nicht aufpasst, steht immer mehr davon herum. Die Zahl der Parlamentarischen Staatssekretäre hat sich seit Ende der sechziger Jahre vervierfacht. 30 gönnt sich die aktuelle Bundesregierung. Abschaffen will sie immer nur die Opposition, aber nur, bis sie wieder regiert. Weil diese Posten parteipolitisch verdammt nützlich sein können.

Der Fall Fuchtel lehrt, dass man nicht unbedingt bei Anne Will in der Talkshow glänzen, dass man nicht mal im Bundestag aufgefallen sein muss, um aufzusteigen. Man muss aber wissen, wie Politik dort funktioniert, wo sie nicht von Scheinwerfern ausgeleuchtet ist.

In der Politik ist es wie im Pilzwald. Über dem Waldboden sieht man nur den Hut, darunter liegt der eigentliche Pilz, verborgen als feines Gespinnst im Boden. Politik, das ist das ebenso feine Geflecht von Geld und Beziehungen und der virtuose

Umgang mit der Kombination aus beidem. Fuchtel hat ein feines Gespür für den entscheidenden Schmierstoff in der Politik entwickelt, Helmut Kohl redete von "Bimbos".

Viele Jahre saß Fuchtel im Haushaltsausschuss, zuständig für Einzelplan 11, Arbeit und Soziales, den mit weit über hundert Milliarden Euro mit Abstand größten Einzeletat. In seinem Haushalt, da kenne er sich bis in die hintersten Winkel aus, sagen sie im Ausschuss. Dieses Wissen ist Macht. Und Fuchtel hatte das letzte Wort, wer sich da eine "Tiefenkenntnis bis zum letzten Dienstwagen" erarbeitet habe, wie er sagt, der kann eine Menge machen.

Es war Unionsfraktionschef Volker Kauder, der nach der Wahl dafür sorgte, dass Fuchtel Staatssekretär wurde. Die Baden-Württemberg-Connection, eine mächtige Seilschaft in der CDU, funktionierte. Es heißt, dass darüber hinaus Angela Merkel von Fuchtels extrem harter Kindheit in schwierigen sozialen Verhältnissen wisse und beeindruckt sei, wie sich Fuchtel durchgebissen habe.

Auf dem Weg zum Flughafen in Berlin klingelt Fuchtels Handy. "Des war der Teufel-Erwin", sagt er, als er auflegt. Beim Teufel-Erwin, dem ehemaligen Ministerpräsidenten von Baden-Württemberg, hat Fuchtel in den achtziger Jahren als Berater angefangen. Bei ihm hat er Politik gelernt. Teufel hat er damals ein Postfrachtzentrum bei Böblingen ausgeredet, weil dort die Mieten für die Beschäftigten höher gewesen seien, das Land also am Ende mehr Wohngeld hätte zahlen müssen. Das Postzentrum kam dann nach Eutingen, das erstens mit billigeren Mieten aufwartete und zweitens zu Fuchtels Wahlkreis gehört. Fuchtel ist das, was man im Süddeutschen einen "Gschafflhuber" nennt. Wie Kohl, der mit seinem Telefonbüchlein die CDU und Deutschland regiert hat. Sollen die anderen ruhig bei Anne Will sitzen.

Ob er Helmut Kohl persönlich kenne? "Natürlich! Beschtens!" Für Kohl habe er 1997 ein Kamelrennen im Berliner Hoppegarten organisiert, weil der Kanzler mit den Arabern ins Geschäft kommen wollte. "2 Stunden 17 auf CNN, 42 000 Besucher im Hoppegarten - nachmachen!", sagt Fuchtel.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Wer ihn etwa als "Petersilie" belächelt, das ist im Bundestag der spöttische Begriff für die Schriftführer des Bundestagspräsidenten, der hat nichts verstanden. Von da oben, sagt Fuchtel, "von da oben sehen Sie alles!" Und das sei auch wichtig in der Politik: "zu sehen, wo es menschtelt, wer wieder mit wem mauschelt".

Mangelnder Respekt vor der eigenen Leistung ist nicht sein Problem. Zum Treffen in seinem neuen Amtszimmer im Ministerium hat er ein großes Flipchart vorbereitet, in dem er in Grün und Rot und Blau und Schwarz die Arbeitsbereiche des Hans-Joachim Fuchtel aufgezeichnet hat: Abgeordneter, Präsident der Bundesvereinigung des Technischen Hilfswerks, Gründer einer dazugehörigen Stiftung mit einem Stiftungskapital von zwei Millionen Euro - "nachmachen!", sagt er triumphierend. In den Neunzigern als Rechtsanwalt angefangen, inzwischen in der "Bundesliga der deutschen Anwälte im Familienrecht - nachmachen!"

Fuchtel ist ein Sonnenkönig in einem Sonnensystem, das er selbst definiert und zu dessen Mittelpunkt er sich macht. Da, wo er ist, ist wichtig, der Rest wird einfach ausgeblendet. Die Sache mit den Kamelen zum Beispiel fing damit an, dass ein Landwirt in seinem Wahlkreis auf die Idee verfiel, Kamelfarmer im Schwarzwald zu werden. Jetzt ist das Kamel aus der Politik des Hans-Joachim Fuchtel praktisch nicht mehr wegzudenken. Kohl und das Kamelrennen, die Connections nach Abu Dhabi. Als Kamele des Kamelfarmers einmal krank wurden, konnte Fuchtel für den Mann ein Kameldoktor-Praktikum bei seinen arabischen Freunden bewirken.

Fuchtel, der <<Kamelhändler. Das ist gar kein schlechtes Bild für einen, von dem sie im Haushaltsausschuss sagen, dass man mit ihm immer gut auskommen konnte, solange sein THW nicht zu kurz kam.

Die Hohenberghalle in Horb am Neckar ist eine typische Mehrzweckhalle: eher praktisch als schön. An diesem Abend soll der neue Oberbürgermeister offiziell ins Amt eingeführt werden, der Saal ist voll, der Trollinger umsonst. Für Hans-Joachim Fuchtel ist ein Platz in der ersten Reihe vorgesehen, allerdings nur als Nummer zwei, neben Michael Theurer, dem bisherigen Oberbürgermeister von der FDP. Fuchtel ändert einfach die Sitzordnung und setzt sich auf Theurers Platz. Die beiden sind ein spezielles Pärchen. Der FDP-Mann hatte die Oberbürgermeisterwahl 1995 in Horb

nicht zuletzt mit dem Versprechen einer Hochbrücke für die Stadt im Talkessel gewonnen. Fuchtel traf sich alsbald mit dem Neuen zu einem Gespräch, das er laut Theurer als "Non-Gespräch" deklarierte.

"Non-Gespräch", sagt Theurer noch heute kopfschüttelnd, "ich wusste damals gar nicht, was das ist: ein Non-Gespräch." Jedenfalls habe ihn Fuchtel in diesem Gespräch ermuntert, aus der FDP aus- und in die CDU einzutreten. Das sei doch jetzt an der Zeit. Als Theurer das ablehnte, wurde es etwas frostiger: "Dann werden wir Ihnen des Wasser abdrehen."

Fuchtel bestreitet den Hergang, das erzähle Theurer seit Jahren. Aber egal, wie ultimativ Fuchtel da aufgetreten ist, die Begebenheit beschreibt das Prinzip, das einem einfachen Mann ein großes Büro in einem Bundesministerium beschert hat: Beziehungen aufbauen, Abhängigkeiten schaffen, Wohlverhalten belohnen, Widerstand bestrafen. Auf die Hochbrücke wartet Horb bis heute.

Später am Abend beglückwünscht ihn der neue Oberbürgermeister von der Bühne zu seinem Amt, eine schöne Sache, schon, aber "Staatssekretär im Verkehrsministerium wäre besser für uns". Dort wird nämlich auch über Hochbrücken von Bundesstraßen entschieden. Fuchtel sagt von sich, er habe jetzt ganz andere Möglichkeiten, "sich nützlich" zu machen. "Wer macht das nicht?"

Seine bisherigen Kollegen im Haushaltsausschuss haben gar keine Bedenken, dass Fuchtel sich weiter nützlich machen wird. Sie sorgen sich eher, ob er die repräsentativen Anforderungen seines neuen Amtes erfüllen kann. Beim traditionellen Essen der Haushälter im Schloss Bellevue, so erinnern sie sich lebhaft, da fand der füllige Fuchtel die Portionen wohl etwas vornehm-kärglich. Ob das ein Witz sein sollte, fragte er brüsk nach Nachschlag. Nicht das Bedienungspersonal, sondern gleich den Bundespräsidenten.

Wer macht's?

Es war ein Sommer der Rücktritte. Köhler, von Beust, Koch - sie sind aus dem Amt geflüchtet und haben dadurch ein ganzes Land verstört. War Politik nicht mal Lebensaufgabe? Warum sind Einstieg und Abschied so schwierig? Eine Reise zu den Politikern von gestern und von morgen

Von Lorenz Wagner, Financial Times Deutschland, 27.08.2010

Sie haben Stoiber nicht erkannt. Und das im Bayerischen Hof! Haben ihm den letzten Platz gegeben auf ihrer Dachterrasse, wirklich den allerletzten. Gleich neben dem Grill. Rauch wabert um ihn herum, nach einer Minute schon riecht sein Sakko nach Curry, genauer gesagt nach Grünem Thai-Chicken-Curry mit Paprika und Frühlingszwiebel, es wird gerade drei Schritte entfernt gebrutzelt.

Doch das regt Stoiber nicht auf. Was anderes regt ihn auf. Der Ole von Beust. Dieser Pflichtenflüchtling! Was heißt amtsmüde!?! Verbraucht!?

"Da sag ich nur: Bist gewählt, hast dich gestellt, hast einen Vertrag unterschrieben, also: Dann liefer auch ab. Was der Beust macht, seinen Vertrag brechen, das kannst du vielleicht im Fußball machen, aber nicht in der Politik."

Er hebt den Arm, winkt den Kellner ran. Ein Helles. Und so ein Curry.

"Wenn ich mich zur Wahl stelle, mach ich das bis zum Schluss. Dann muss schon Außergewöhnliches passieren. Was mit der Gesundheit. Was der Steinmeier jetzt macht, das ist honorig. Seine Frau ist krank, und er nimmt eine Auszeit. Aber der Beust oder der Köhler, davon hab ich genug."

Prost.

"Heute scheint alles wurscht zu sein!" Stoiber schüttelt den Kopf, schimpft weiter vor sich hin, wie Aloisius, der Münchner, der mit seinem Granteln einst den ganzen Himmel in Aufruhr versetzte. Ja, was ist nur los in diesem Land?

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Es ist wahrlich ein seltsamer Sommer für Deutschlands Politik! Der Bundespräsident warf hin. Zwei Ministerpräsidenten sind gegangen, erst Ole von Beust, dann Roland Koch. Sie hatten keine Lust mehr, wollten nicht mehr Politiker sein.

Und damit haben sie das Land aufgeschreckt. So etwas hat es noch nie gegeben. Das passt in keine Schublade, verstößt gegen eine Grundregel der Politik: Man geht nicht einfach so. Diese Rücktritte haben Deutschland kurz innehalten lassen. Im Bundestag, in den Landesparlamenten, in den Ortsräten - überall haben die Menschen darüber gesprochen und gestritten. Haben sich Fragen gestellt, die sich nun auch Stoiber stellt: Was ist los in diesem Land? Ist die Politik nicht mehr, was sie mal war? Lebensaufgabe jedenfalls scheint sie nicht mehr zu sein.

Ob er etwa mal Ministerpräsident werden will, wie sein Vater? Dominic Stoiber zögert und blickt auf sein Curryhuhn. Kein Wunder, dass ihn im Bayerischen Hof niemand erkannt hat: Wie Edmund sieht er nun gar nicht aus. Kaum Haare, runde Backen, Bauch - bayerisch wie sein Zungenschlag.

Auf diese Frage, sagt er, kann er nicht antworten. Egal was er sagt, es schadet ihm. "In der Wirtschaft nennt man so was Gefangenendilemma." Er lächelt. "Sie sagen ja auch nicht, Sie wollen Trainer werden beim FC Bayern. Das entscheiden andere."

Er ist 30 Jahre alt. Papa wollte nicht, dass er in die Politik geht. "Tu dir das nicht an, nicht mit diesem Namen", hat er gesagt. Dominic hatte ja selbst erfahren, was das Amt mit sich bringt: die Polizeistation vorm Haus in Wolfratshausen; die Strandferien, die Papa im Hotelzimmer verhockte, mit dem Hörer am Ohr. Die Angst vor der Presse, die einen umschleicht. Sie bremste ja auch ihn, als Jugendlichen: "Da können Sie nicht besoffen in der Ecke liegen."

Und so hat Dominic lange gezögert. Er hat Politikwissenschaft studiert, sich bei Pro Sieben vorgestellt, heute ist er Produktmanager für die Marke Sat 1.

Ganz aber hat ihn die Politik nicht losgelassen. Er hat ja auch die schönen Seiten gesehen: die Fußballer, die der Vater treffen durfte; die großen Dinge, über die er entschied, manchmal erzählte Papa davon in der Sauna, fragte nach seiner Meinung, etwa über diese Killerspiele, die er verbieten wollte. "Vergiss es", hat der Sohn gesagt.

Sie haben lange debattiert. Und Dominic hat nicht nachgegeben. "Du musst deine Meinung immer verteidigen."

So wurde er Chef der Jungen Union in Wolfratshausen und vor zwei Jahren Bezirksrat. Und bald sah sein Leben so aus: Um sechs aus dem Bett, an der Promotion schreiben, um acht in die Firma, am Abend und am Wochenende: Sitzungen, Vorträge, Wähler treffen. Wer will, schreibt Stoiber auf seiner Internetseite, den besucht er zu Hause. Er bringt sogar Kuchen mit.

Er weiß, lange kann er das nicht mehr machen. Es kommt der Tag, an dem er sich entscheiden muss. Kommt ein gutes Mandat, ist er verloren für die Wirtschaft. Kommt ein gutes Angebot von einer Firma aus New York oder China, wo er schon während des Studiums war, ist er verloren für die Politik. Gerade haben zwei Talente in Wolfratshausen aufgegeben, erzählt er, einer ist nach Berlin, einer nach Zürich, als Manager. Und was wird aus ihm? Dominic Stoiber ist der Vertreter einer politischen Generation, die am Scheideweg steht.

Eschborn, bei Frankfurt. Der Wahlkreis von Roland Koch. Der Rathausplatz, das Eiscafé Adriatico. Zwei junge Männer. Beide in Jeans. Beide in Kurzarmhemd. Nett sehen sie aus, jünger als Anfang 20: Flaum am Kinn, neugierige Augen. Frederic Schneider und Stephan Berger von der Jungen Union. Vor ihnen Milchshakes, einmal Vanille, einmal Erdbeere. Hier im Eiscafé haben sie für Koch Wahlkampf gemacht. Hier werben sie Mitglieder, was gerade schwerfällt. Allen Grund hätten sie, auf Koch sauer zu sein.

"Ich bin nicht wütend", sagt Frederic.

"Ich auch nicht", sagt Stephan.

Sie sind nur traurig. Drei Monate ist es her, dass Koch gesagt hat, Politik sei nicht mehr sein Leben. Die beiden sitzen da, starr und verstört, als sei es gestern gewesen.

"Ich habe es nicht geglaubt", sagt Frederic. "Ich habe eine SMS an einen Freund geschickt: 'Ist das ein Scherz?'"

Schweigen.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

"Ich kann ihn verstehen", sagt Stephan.

Frederic zögert. Roland Koch ist doch sein Vorbild. Wie stolz er war, in die JU Eschborn einzutreten, Koch hat sie gegründet. "Ich kann ihn verstehen, als Mensch", sagt er irgendwann. "Aber ein Politiker hat auch eine Verpflichtung."

Wie er das meint? Ach, er weiß auch nicht. "Und was wird aus Eschborn?", fragt er.

Milchshake-Geschlürfe.

Frederic strafft sich: "Ich möchte weiter in die Politik", sagt er. "Wie Roland Koch."

"Ich möchte lieber in die Wirtschaft gehen", sagt Stephan.

"Man kann mit Politik Dinge verändern", beharrt Frederic.

"Ob ich 100 000 verdiene oder 200 000, das ist ein Unterschied."

"Geld ist nicht alles."

"Aber in der Politik hängt doch alles von Zufällen ab, siehst du doch jetzt."

Schweigen.

"Ja, stimmt. Eines habe ich jetzt gelernt", schließt Frederic. "Ich muss eine Ausbildung machen. Ich muss mich absichern, falls ich mal zurücktrete."

Nie hätte er gedacht, dass es so übel enden würde. So voller Wut ist er, voller Erschrecken, er muss es loswerden, Tag für Tag sitzt er in seinem Büro und tippt und tippt, "Bankleere" soll sein Buch heißen, es handelt von einem doppelten Desaster - dem einer Bank und dem seines politischen Lebens.

Es ist die Geschichte eines Mannes, der im Herbst 2008 mehrere gute Posten aufgab, sich in Kiel eine Wohnung kaufte, mit Blick auf die Förde, weil er glaubte, von der Wirtschaft in die Politik gehen zu müssen. Der Mann heißt Werner Marnette, wird oft Napoleon von Hamburg genannt und war einst Chef der Norddeutschen Affinerie. Napoleon hat seine Schlacht verloren, und seine Wohnung ist längst vermietet. Nur Monate dauerte sein Abenteuer.

Es war nicht der politische Alltag, der Marnette zermürbte. Dass seine Worte auf einmal keine Befehle mehr waren. Dass seine Vorschläge in Ausschüssen weichgekaut wurden, bis sie nur noch Brei waren, für alle leicht verdaulich. Das nahm er hin. Was er nicht hinnehmen konnte, war der Skandal um die HSH Nordbank, die sich verzockt hatte.

Mit 3 Mrd. Euro Soforthilfe mussten Hamburg und Schleswig-Holstein die Landesbank retten, ihr für 10 Mrd. Euro Kreditgarantien gewähren. Die Regierungen taten es, ohne wichtige Fragen zu stellen, behauptet Marnette. Die Bank muss nun aufgeteilt teilt werden, 100 Mrd. Euro gehen in eine Bad Bank. Der Haushalt von Hamburg und Schleswig-Holstein ist gerade mal 20 Mrd. Euro groß, sagt Marnette. "Wenn das schiefgeht, können Sie in Hamburg keine Lampe mehr reparieren."

Und wer ist schuld? Auch die Politiker. Sie berauschten sich an der Idee, dass die Landesbank die Welt erobern und Millionen scheffeln könnte. Eine irre Rendite von 17 Prozent forderten sie von den Bankern - und verleiteten so zur Zockerei. Was die Banker genau machten, das verstanden nur wenige. Allein diese englischen Fachbegriffe bei den Aufsichtsratssitzungen! Die meisten hatten, wie sich später rausstellen sollte, nicht mal den Mut zu fragen, wenn sie die Ausdrücke nicht verstanden.

Ja, Politiker können Übles anrichten.

Wie soll einer, der gewählt wurde, weil er sich auf jedem Stadtfest blicken lässt oder den Bau einer Bundesstraße verhindert hat, in der Lage sein, über Milliarden zu entscheiden?, fragt Marnette.

"Wir brauchen andere Politiker. Leute, die Fachbegriffe verstehen. Die zwischen Wirtschaft und Politik hin und her wechseln."

Allein: Das wird nicht kommen. Und daran ändern auch die Rücktritte nichts. Marnette glaubt ihnen nicht, von Beust und Koch, die sagen, sie wollten sich nun im Geschäftsleben beweisen. Nein, es sei nicht der Auftakt eines großen Wechselspiels.

"Der Beust hat doch nur Angst vor dem, was mit der HSH Nordbank noch auf Hamburg zukommt."

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

"Und was Koch sagt, ist scheinheilig. Ich kenne ihn gut, hab bei der Verkündung gleich gesehen, wie es in ihm aussieht. Er hätte sagen sollen: Ich kann nicht Kanzler werden, nicht Finanzminister, also gehe ich."

Nein, diese Rücktritte seien ohne Botschaft für dieses Land. Ohne Belang.

Er, der alte Mann, hat kein Vertrauen mehr in die Politiker seiner Generation. Mit seinen 64 Jahren sehnt er sich nach Jungen, die es anders machen. Jeder in der Wirtschaft wünscht sich den Wechsel, sagt er. Allein, sie tut nichts dafür. Sie leiht Talente nicht aus, hält keine Plätze frei für Rückkehrer. In Deutschland muss man wählen zwischen Karriere und Vaterland.

Hat er Talente gehen lassen, als Chef der Norddeutschen Affinerie?

"Nein. Das muss ich zu meiner Schande gestehen."

Wo aber sind sie, die Jungen, nach denen sich Marnette sehnt? Die freien Geister, die Wandler zwischen den Welten. Fragt man in Berlin rum, fallen immer wieder zwei Namen: Hildegard Müller und Christian Lindner. Sie ist 43 Jahre, war Staatsministerin im Kanzleramt und hat Angela Merkel verlassen, um in der Wirtschaft Karriere zu machen. Er ist 31, Generalsekretär der FDP und wird gefeiert als eines der großen Talente der deutschen Politik.

Die Bundeskanzlerin im Stich zu lassen! Sich dieser Position zu berauben! Sie habe lange gerungen, sagt Hildegard Müller. "Ich habe mich gefragt: Macht man das?"

Wie gut erinnert sich Müller an den Tag, als Merkel fragte, ob sie ins Kanzleramt kommen wolle. Ihr Herz machte einen Sprung. Einen Tag nur hat sie überlegt. Ja, natürlich. Fortan arbeitete sie da, wo die Macht sitzt, nahm Teil an den Morgenlagen, war Merkels Verbindungsfrau zu den Ministerpräsidenten, auch zu denen, die nun hinwerfen.

Ja, sagt Müller. Die Rücktritte sind ein großes Thema in Berlin. Parteiliebe aus der Union sind zu ihr gekommen, Leute, die sich auf einmal vorstellen können, rauszugehen aus der Politik: Sag mal, wie war das denn bei dir?

Es war nicht leicht. Auf einmal, 2008, kam dieses Angebot. Ob sie Chefin werden wolle des Bundesverbands der Energie- und Wasserwirtschaft, Cheflobbyistin von 1800 Unternehmen.

Lange Wochen dachte sie darüber nach. Es war nicht allein der Gedanke an Merkel. Nicht nur die Angst zu versagen. Nein, es war mehr.

"Es war eine Lebensentscheidung." Die wichtigste ihres Berufslebens. "In Deutschland kannst du vielleicht von der Wirtschaft in die Politik gehen und später zurückkommen. Aber umgekehrt, das ist selten möglich. Der Weg von der Politik in die Wirtschaft, das ist oft eine finale Entscheidung."

Ein Abschied für immer.

Nun sind zwei Jahre vergangen. Das neue Leben ist fast wie das alte: Konferenzen, Treffen mit Managern, Werben für die eigene Sache. Ihr altes Leben hilft ihr, nicht nur die Kontakte: Sie kennt keine Angst, Leute anzusprechen. Sie kann über Erfahrungen reden, die Manager selten machen, von Besuchen in Kinderhospizen und Gesprächen mit dem Botschafter von Israel. Sie hat gelernt, Kompromisse zu schließen. Was sie in der Großen Koalition hinbekam, klappt auch bei diesem Verband, der sich nach einer Fusion zusammenraufen muss.

Und das neue Leben hat seine schönen Seiten. Sie wird nicht mehr an der Kasse bei Kaiser's erkannt. "Wo du denkst: Hättest dich besser mal zurechtgemacht." Sie muss keine Klatschfragen mehr beantworten nach dem Mann in Heidelberg oder ihrer Tochter.

Das ist wohl der größte Unterschied zwischen der Arbeit eines Topmanagers und eines Spitzenpolitikers, der Verlust an Freiheit ist ungeheuer für Politiker, sobald sie aus der Haustür gehen, ist es vorbei mit der Freizeit, es gibt kein Wochenende, keinen Feierabend, kein Alleinsein, fast alles wird gesehen und bewertet, selbst das Private ist politisch: Merkels Wandern in Südtirol, Steinmeiers Nierenspende, Hildegard Müllers Babypause.

"Ich bereue nichts", sagt Müller über ihren Abschied.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Nur manchmal, spät am Abend, wenn das Fernsehen über Merkels Kabbeleien mit den Ministerpräsidenten berichtet, über die Gesundheitsreform, IHRE Themen, dann packt sie ein wenig Wehmut. Sie nennt es "Phantomschmerz": Schade, dass sie nicht dabei sein konnte, bei diesem Telefonat, jener Entscheidung. "Dann frage ich mich: Was hätte ich getan?"

Christian Lindner trägt eine Jeans. "Das ist wichtig", sagt er. Gerade hat er ein Porträt über sich gelesen. Darin steht, er trage nur Maßanzüge. "Ich trage keine Maßanzüge." Und in einem anderen steht, er fahre Porsche. "Ich fahre keinen Porsche." Sie ärgern ihn, diese Artikel. Und diese Briefe: weil er sich nicht rasiert. Weil er den falschen Schlips trägt. So ist es, seit er Generalsekretär wurde, mit 31 Jahren.

Die Zukunft liegt glänzend vor ihm. Er sehe aus wie sein Vorbild, Steve McQueen, schreiben die Zeitungen. "Er ist nicht mein Vorbild", sagt Lindner. Er könne reden wie kaum ein anderer, schreiben sie. Dazu sagt er nichts. Nach seiner ersten Rede im Bundestag lobte Bundestagspräsident Norbert Lammert von der CDU: "Hätte man mir nicht ausdrücklich mitgeteilt, dass dies Ihre erste Rede im Parlament ist, ich wäre nicht drauf gekommen." Als sich Lindner im April der Partei vorstellte, stand er da, 50 Minuten, ohne Manuskript, und redete und redete, und die Partei klatschte und klatschte. "Eine Frage der Freiheit" hatte er seine Rede betitelt.

Er ist über die Philosophie in die Politik gekommen. Spricht über induktive und deduktive Dialektik, über die Freiburger Thesen, die ihm sein Vater schenkte, als er 15 Jahre alt war. Und er spricht über die "Rösler-Doktrin", wie er sie nennt, das Begreifen von Politik als Projekt. Das ist nichts für ihn, sagt er. "Politik ist das Sinnvollste überhaupt. Sinnvoller, als den Profit eines Konzerns zu steigern."

Für die Politik hat er seine Werbeagentur aufgegeben, die ihm früh Geld und Verantwortung brachte. Für sie hat er so vieles aufgegeben, er ist nur noch Generalsekretär, nur noch Funktion. Und in dieser lernt er, was alle lernen müssen. Jedes Wort bekommt Gewicht. Ein Halbsatz kann die Koalition in eine Krise stürzen. Er nennt das "Exponiertheit".

Und so hat er gelernt, Dinge nicht zu sagen.

Wie er seine Zukunft sieht? "Ich lege mich nicht fest. Das wäre töricht."

Er verstummt.

"Sehen Sie, jede Aussage muss ich mir überlegen."

Pause.

"Das lässt mich scheu sein. Oder, ‚scheu‘ ist das falsche Wort. Sehen Sie, da ist es wieder. Man kann das nicht spielerisch angehen."

Er schiebt Worte im Mund hin und her, prüft, ob er sie freilassen kann.

"Was kann ich tun?", fragt er schließlich. "Wenn Sie nur präzise sprechen, kriegen die Leute den Eindruck: Das ist ein Irrer. Sprechen Sie aber frei, wie ich jetzt, ist das nicht klug, Sie öffnen gefährliche Flanken."

Schweigen.

"Die Zitate stimmen wir ab, nicht wahr?"

So spricht Christian Lindner, einer der besten Redner der deutschen Politik. Es ist nicht nur die Politik, die ihre Talente verbiegt, es sind auch die Halbsatztrüffelschweine in den Redaktionen.

In Kiel gibt es ein Wohnzimmer, in dessen Regalen stehen 123 Kaffeekannen, und auf dem Boden liegen Stofffetzen, überall, auf dem Parkett, auf dem Berber, vor dem Sofa, kreuz und quer, in allen Farben, kleine Quadrate. Es ist das Wohnzimmer einer Frau, die vor vier Jahrzehnten in die Politik gegangen ist, einer Frau, die heute Bilanz zieht und sagt: "Ich wollte die Welt verändern und hab am Ende nur noch versucht, mich nicht zu verändern. Es war sinnlos." Diese Frau heißt Heide Simonis. Sie ist 67 Jahre alt.

"Wir müssen uns an den Esstisch setzen", sagt sie. "Ich nähe einen Quilt." Darum die Stoffquadrate. Simonis nimmt auch Gesangsunterricht. Und sie brütet über einem Kriminalroman. Und die Kaffeekannen, die sieht man ja. Im Treppenhaus stehen auch welche.

"Eigentlich", beginnt sie das Gespräch, "wollte ich nie in die Politik. Oder nur kurz." Damals in den 60er-Jahren kam sie aus Afrika zurück, in Sambia hatte sie mit

ihrem Mann Entwicklungshilfe geleistet. Sie wollte weiter etwas tun für diese Menschen. Und für die Emanzipation der Frau kämpfen. Sie ging in die SPD. Heide Simonis wurde Deutschlands jüngste Abgeordnete. Deutschlands erste Ministerpräsidentin.

Von Anfang an ging sie rein in die Männerzonen, Haushalt und Finanzen wurden ihr Fachgebiet. Und sie zeigte den Männern, wie hart sie sein konnte. "Wenn ich mich geärgert habe, habe ich nicht gesagt: 'Mach das bitte nie wieder.' Ich habe gesagt: 'Wenn du das noch mal machst, schneid ich dir die Eier ab.'"

Sie war eine, die austeilte. Und eine, die ertragen konnte. Als sie Ministerpräsidentin war, erkrankte sie an Krebs. Am Tag nach der Operation quälte sie sich zu einer Ehrung, den Tropf unter einer Stola versteckt. "Wenn Sie da sitzen, mit blutleeren Lippen und die Hände zittern, dann scharren die Nachfolger mit den Füßen. Also schminkt man sich und beruhigt die zitternden Hände."

Sie wollte keine Schwäche zeigen. Wollte sich ihren vielen Feinden nicht ausliefern, ihnen die Macht nicht überlassen. Simonis war in die Macht verliebt, sie war ihr verfallen.

Sie ist da so reingeraten. "Sie sind eine kleine Abgeordnete, sie stürzen sich in die Arbeit und vergessen die Zeit. Schwups, wieder eine Legislaturperiode vorbei. Sie steigen auf. Und gewöhnen sich daran. An immer höhere Gaben. Und irgendwann bretern Sie durchs Leben. Sie haben einen Fahrer. Eine Büroleiterin. Eine Reisestelle. Am Freitag gibt man Ihnen einen Plan für die nächste Woche, einen 'Kinderlandverschickungsplan'. Sie müssen nie überlegen. Sie werden zu einem netten, klugen Menschen gemacht. Vor dem Termin kriegen Sie einen Zettel, da steht drauf, was Sie wissen müssen. Und nach dem Termin holt Sie jemand ab. Sie vergessen keinen Geburtstag. Sie kommen nie zu spät. Sie müssen sich nie um einen Parkplatz kümmern. So war mein Leben. Und irgendwann sagen Sie sich etwas, das als unfein gilt: 'Ich will das mein Leben lang machen.'"

Aber Roland Koch sagt das doch nicht. "Ha! Da lach ich. Fromme Lügen. Da schwillt mir der Hals. Der geht nicht einfach so."

Heide Simonis kann sich nicht vorstellen, dass man einfach so geht. Sie ist der Typ Politiker, wie ihn unser Land kennt. "Pattex-Heide" wurde sie genannt, wurde verlacht, als sie in einem Interview sagte: "Wenn mich auf fünf Schritten keiner erkennt, werde ich depressiv." Sie kann die Häme heute noch nicht verstehen. Raus aus der Politik? "Wo sollte ich denn hingehen? Wo kriegen Sie solch eine Aufmerksamkeit? Solche Möglichkeiten? Gerade als Frau? Ich bin ein Machtmensch, ich bin doch nicht Mutter Theresa."

Und dann kam der Tag, als sie alles verlor, der 17. März 2005. Sie wollte sich zur Ministerpräsidentin wählen lassen. In ihrem Büro stand der Sekt. Doch einer stimmte gegen sie, aus ihrer Partei. Erster Wahlgang, zweiter, dritter, vierter. Und sie saß da, fahl, mit offenem Mund. "Ich habe mir nur noch gesagt: 'Du heulst nicht.'"

Seitdem ist sie nicht mehr in der Fraktion gewesen. Sie wollte nicht dem Menschen gegenüberstehen, der sie so gedemütigt hat. Wie gern wüsste sie, wer der Verräter war: der Heide-Mörder. "Ich bedaure das so, dass ich ihm nicht sagen kann: 'Was bist du doch für ein Arschloch.'"

Er hat sie in ein Dasein katapultiert, mit dem sie nicht klarkommt. "Wenn einer nach 30 Jahren Politik sagt: So, jetzt gehe ich zurück in mein altes Leben, dann ist das Quatsch."

Sie konnte nicht in ihr Leben zurück. Sie musste es neu lernen. Sie fährt zum Flughafen - und, oh, sie braucht ja ein Ticket, was nun? Und dieses Autofahren! Jede Parklücke ist ein Abenteuer. Und ständig kriegt sie Knöllchen, sie weiß gar nicht, warum. Und die Geburtstage, die sie vergisst. Und Morgen für Morgen muss sie sich in der Zeitung zurechtfinden - "dieses Blättern und Suchen!", früher hat man ihr das Wichtige ausgeschnitten. Und überhaupt: Was tun mit der Zeit? Am Montag, wenn sie nach Berlin fuhr? Am Dienstag, wenn sie die Fraktion traf? Sie tanzte in der Fernsehshow "Let's dance". "Hoppel-Heide" spottete die "Bild-Zeitung".

"Es war doch für einen guten Zweck", sagt Simonis. "Und ich bin nicht die Einzige, die gern vor der Kamera steht." Es sei doch ihr Recht. "Wäre das nicht passiert, ich wäre ja noch drin. Jetzt gerade wäre Wahlkampf."

Pause.

"Na ja, aber ich wäre nicht so berühmt geworden", sagt sie und lächelt schief.
"Man kann nicht alles haben."

Sie muss zu einem Termin. Sie schlurft das Trottoir hinauf, gebeugt, den Blick gesenkt, die Kopfhaut schimmert weiß durchs rötliche Haar. Ein Passant schaut ihr eine Weile hinterher, der berühmten Heide. "Wer ist das noch mal?", fragt er.

In Frankfurt, versteckt hinter Hecken und einer Gittertür, liegt ein verwunschener Garten mit Wegen, Rosen, Efeuergarke und einem Teich, der vor sich hin plätschert. Es ist der Garten eines Mannes, der in der Politik alt geworden ist, ohne unglücklich zu werden. Heinz Riesenhuber, CDU, erst Topmanager, dann Forschungsminister und heute, mit 74 Jahren, Alterspräsident im Bundestag. Er trägt im Garten Fliege und goldene Knöpfe und ein wissendes Gesicht zur Schau, eines, das Hoffnung macht.

Weiß er, wie es gehen kann? Was los ist in diesem Land, das seinen Eliten Profil und Kraft raubt? Wo auf einmal so viele keine Lust mehr haben?

Es ist doch einfach, sagt Riesenhuber. Früher kamen die Ministerpräsidenten später an die Macht. Und wenn sie aus dem Amt schieden, waren sie eben alt. Nein, es sind nicht Hinwerfer, die ihm Sorge bereiten. Es sind die Jungen, die ihn zum Grübeln bringen. Irgendwas ist anders geworden. Sie sind so schrecklich vernünftig.

"Bei den jungen Politikern sehe ich weniger Ideologie. Sie sind pragmatisch." Und das sei ein Verlust. Es erinnert Riesenhuber an die Politiker in den Vereinigten Staaten. Die ihren Wahlkampf an Umfragen entlangführen. Gefällt eine Aussage nicht, führt sie zu einem schlechten Ergebnis, so wird sie angepasst. Tag für Tag. Reine Tagespolitik also.

"Aber", sagt Riesenhuber: "Was sind die Grundsätze? Die Unverwechselbarkeit der Parteien hat sich reduziert. Das hat bei uns zur Folge, dass das Engagement der Bürger abflaut."

Er wünscht sich Idealisten zurück. Menschen, an denen sich alle reiben. Sie erst treiben die Leute in die Wahllokale, in die Jugendorganisationen und Ortsverbände. Sie erst lassen eine Demokratie leben.

Eine solche Idealistin ist gerade rausgegangen aus der Politik. Sie sitzt in Berlin, am Ufer der Spree, liest Zeitung und hat endlich wieder Zeit im Leben: Franziska Drohsel, 30 Jahre alt. Sie macht nun ihr Referendariat, wird Anwältin, "linke Anwältin", wie sie sagt.

Ihr Rücktritt in diesem Frühjahr war noch erstaunlicher, als der von Koch oder Beust. Drohsel hat ihre Karriere nicht auf dem Höhepunkt beendet, Drohsel hat sie gestoppt, als sie gerade Tempo aufnahm.

Alles stand ihr offen. Sie war Juso-Chefin, mit dem besten Wahlergebnis seit vier Jahrzehnten. Sie war Liebling der Talkshows: Maybrit Illner, Anne Will, Harald Schmidt - alle luden sie ein, denn ihr Gesicht ist schön, und ihre Gedanken passen in diese Zeit, ihr Kampf gegen den Kapitalismus, ihre Wut auf die Banken.

Schon in ihren jungen Jahren hatte Drohsel großen Einfluss gewonnen. Im vergangenen November, auf dem Parteitag, der den Sozialdemokraten die Angst nehmen sollte nach ihren Wahniederlagen, der aller Welt zeigen sollte, wie einig der linke und der rechte Flügel zusammenstehen, an diesem verordneten Jubel-Parteitag also ging auf einmal die Juso-Chefin ans Rednerpult - und sie stellte sich der Führung entgegen. Mit zittriger Stimme und klaren Worten forderte sie, gegen die Empfehlung der Parteispitze, die Vermögensteuer ins Programm aufzunehmen.

Ein Affront. Was hatten ängstliche Genossen sie zuvor bequatscht: "Das kannst du nicht machen."

Sie hat nicht hingehört, und so wurde aus dem verordneten Jubel ein ehrlicher, und die Vermögensteuer kam ins Programm, und Drohsel hatte sich wieder einmal in ihrer Meinung bestätigt: Du darfst dich nicht verstecken. Da ist sie anders als viele Politiker in ihrem Alter, quer durch die Parteien hindurch. "Ich weiß auch nicht, warum meine Generation keine Ideale hat", sagt sie. "Vielleicht, weil es Stress bedeutet. Die haben Schiss. Dass die Partei nicht folgt. Dass die Bevölkerung nicht folgt. Dass man als Spinner dasteht." Dass sie einstecken müssen wie eben die Drohsel, deren Thesen viele Leute ablehnen und deren Idealismus viele misstrauen.

Bewahren Sie sich Ihren Idealismus", ätzte Harald Schmidt. "Aber vergessen Sie uns nicht, wenn Sie Ministerin sind."

Drohsels Gedanken erinnern an die 70er-Jahre der SPD, als Gerhard Schröder und Oskar Lafontaine noch den Rebellen gaben, doch sie sind anders, sie folgen keinem Machtkalkül. Drohsel hat ja die Macht hergegeben, freiwillig.

Sie ging auch zu ihrem eigenen Schutz. Groß werden Drohsels Augen, als sie davon hört, wie Heide Simonis Bilanz zieht. "Die arme Frau", sagt Drohsel leise. Sie weiß selbst, wie man in diesen Sog gerät: Das Fernsehen, die Aufmerksamkeit, die Macht, das bringt ja Spaß - auch ihr. So sehr, dass Drohsel sich vor dem Entzug ein wenig fürchtete. Sie musste die Angst vertreiben. "Man darf sich nicht sagen: Ich werde jetzt ein unglücklicher Mensch." Man muss sich das Gegenteil sagen.

Oft hat Drohsel mit Freunden debattiert: Was kann man tun, um nicht zu werden wie die vielen Leute, die ihre Ziele, ihre Ideale verloren haben. "Es gibt nur eine Möglichkeit: unabhängig bleiben."

Und genau das hat sie getan. Es fühlt sich gut an. Sie kann an der Spree sitzen, mit Freunden über Ballack quatschen. Sie fühlt sich frei. Zwei "total unspektakuläre" Jahre liegen vor ihr: in der Bibliothek hocken, Klausuren schreiben und sich von Richtern den Stoff erklären lassen. Sie ist nun wieder Lernende, eine, der etwas gesagt wird.

"Das ist irgendwie gesund für eine 30-Jährige."

Wer weiß? Vielleicht strebt sie doch zurück an die Macht, wie der Zyniker Harald Schmidt ihr unterstellt hat. Ihr Rücktritt hat Drohsel sicher nicht geschadet. Und die Demokratie könnte sich dann über ein paar klare Thesen freuen und ein wenig Zoff.

Franziska Drohsel gegen Dominic Stoiber, das wär doch was. "Streiten macht Spaß", sagt der, "es gibt nichts Schlimmeres, als wenn einem alles wurscht ist." Und sie kriegt schon ein Blitzen in die Augen, wenn sie nur seinen Namen hört.